Erzählungen

von

Fr. Lubojatzky.

Erster Band.

Die Auferstandene. — Die Heirath im Sturme.

Wurzen,
Verlags-Comptoir.
1854.

Erzählungen

von

Fr. Lubojatzky.

Erster Band.

Die Auferstandene. — Die Heirath im Sturme.

Wurzen,
Verlags-Comptoir.
1854.

Die Auferstandene.

Historische Erzählung

von

Fr. Lubojatzky.

Die Märzsonne des Jahres 1431 beleuchtete Schloß Steinkirch; der neckische Februar hatte noch in seinen Anfangstagen die wundervollsten Eisblumen an die Fenster gehaucht; aber sein Ende war mild und freundlich gewesen, wie es zuweilen die Laune eines gestrengen Herrn zu werden pflegt, der seinen Aerger ausgetobt, und dann eine gnädigere, ja sogar gütige Miene annimmt. Die Märzblümchen hoben recht kecklich ihre schneeigen Häupter empor, das Queißthal mit seiner dunkeln Steinwand, die der Hochwald bildet, glich im Sonnenstrahle des ersten Märztages einer verschämten Schönen, die sich ihrer Reize noch gar nicht bewußt ist und doch selbst in der größten Einfachheit, ungeschmückt, ohne prunkendes Gewand jedes Auge erquickt, welches auf sie schaut. Die Luft war mild in diesem Erstlingstage des Märzmondes, und der wolkenfreie Himmel, der sich über die Laubaner Landschaft ausspannte, sah so sommerlich aus, so durchwärmt von der noch jungen

schwachen Märzsonne, daß eben nur der starre Gegensatz der nackten laublosen Bäume und der nur hin und wieder von saftigem Grün durchschossenen kahlen Felder Widerspruch einlegte gegen diese blendende Himmelsbläue und daß dieselben wie schlimme Propheten auf den launenhaften April hinwiesen, der tückisch die von lieblichen Märzlüften hervorgelockte Lebenskraft der Natur wieder unter Schneegestöber und eisigen Windstößen begraben und verwüsten könnte.

Auf dem schmalen Walle, der das Steinkirchner Schloß wie ein Gürtel umgab, wandelte im lustigen Sonnenscheine die jüngere Tochter des Schloßherrn, eine schlanke Jungfrau von kaum siebenzehn Jahren, Elsbeth von Uechtritz. Ihr Auge ruhte, da sie bis an die Zugbrücke gekommen war, welche von der Laubaner Seite her den einzigen Eingang zum Schloßwalle bildete, sehnsüchtig auf dem Wege, der längs der Biegung des Queiß-Flusses von Lauban her nach Steinkirch leitete.

Der Weg aber, den die Sonne so freundlich beschien, war menschenleer, von der Stadt her erklang, weil die Luft herstieß, der Glockenschlag, der die zweite Nachmittagsstunde verkündete. Das blaue seelenvolle Auge Elsbeths weilte unverwandt auf dem Wege, und ihre linke Hand schirmte es vor dem gelben blendenden Sonnenscheine. Unbemerkt von ihr lehnte in einiger Entfernung an einem kahlen, die Aeste nach

dem leuchtenden Himmel aufstreckenden Baume ein junger Bursche, dessen brandrothes Haar, da er den Kopf unbedeckt hatte, wie flammender Hanf aussah, und sein dunkler durchdringender Blick haftete auf der schlanken Gestalt der Jungfrau.

Welch' ein Contrast zwischen Beiden! Wenn Elsbeth in ihrer Anmuth die Verkörperung eines der makellosen Wesen des Himmels zu sein schien, so glich eben dieser junge Bursche vollkommen einer Spottgeburt voll dämonischer Häßlichkeit. Sein Kopf war unförmlich, das dickwulstige brandrothe Haar erhöhte den unangenehmen Eindruck, den der Anblick seines Kopfes auf Jeden machte, der ihn zum ersten Male sah, bedeutend, sowie die breite, plattgedrückte Nase und das stark hervortretende kolbige Kinn, zwischen welchen beiden Gesichtstheilen ein dünner Mund sich befand, der unverhältnißmäßig zu den einzelnen Partieen dieses unförmlichen Antlitzes ließ, in jedem andern aber eine Schönheit gewesen sein würde, da die Lippen fein geschnitten und korallenroth waren. Die ganze Figur dieses Rothkopfes trug ein abnormes Gepräge und zugleich den Ausdruck einer großen thierischen Kraft. Stark gegliedert, plump, mittelgroß, schien er einem verkrüppelten Eichenbaume gleich, dessen Aeste verkrümmt und knotenreich in die Dicke wachsen, statt sich in einer verhältnißmäßigen Länge auszustrecken.

Ein besonderes Zeichen trug dieser häßliche Mensch auf der Stirn, eine Erhöhung, die sich, wie eine fingerdicke Schwiele von etwas dunklerer Farbe — dieser Rothkopf zeichnete sich durch eine besonders weiße und zarte Haut aus — als seine Stirn, quer und in etwas schräger Linie über dieselbe zog. Dieses auffälligen und seltsamen Zeichens wegen hatte man ihm den Namen „Kain" gegeben, und in der That besaß er auch keinen andern Familiennamen, denn er war ein Findling, den die Barmherzigkeit des Schloßherrn, Herrn Bernhards von Uechtritz, aufgenommen, der sich sonderbarer Weise so sehr an ihn gewöhnt, daß Kain ein gewisses Uebergewicht im Hause erlangt hatte.

Kain vertrat in vielen Fällen bei dem Schloßherrn die Stelle des durch sein besänftigendes Harfenspiel berühmten David bei König Saul. Wie Saul oft einer traurigen Melancholie unterlag, so gab es auch Stunden, in denen Herr Bernhard Anwandlungen jener geistzerrüttenden Krankheit empfand, die er trotz seines festen und männlichen Charakters nicht beherrschen konnte, wo er menschenfeindlich sich in sein Gemach verschloß. In diesen Stunden war ihm Niemand unentbehrlicher, als eben der Rothkopf.

Es lag in jener noch auf einer geringen Bildungsstufe stehenden Zeit, daß große Herren sich an unglücklichen, verkrüppelten Geschöpfen ergötzten, sie zu Blitz-

ableitern ihrer ärgerlichen Laune oder in gütiger Stimmung zu Gegenständen großer, fast zärtlicher Vertraulichkeit machten, welche den Standesunterschied gänzlich hinwegwischte, und den Narren, Zwerg oder Verkrüppelten auf gleiche Rangstufe mit dem Gebieter erhob. Kain versah im Steinkirchner Schlosse das Amt eines Vertrauten, eines Narren und zugleich eines Dieners, der gut abgerichtet dem Herrn mit Grimassen aufwartete, oder auch als Gegenstand des Mitleids, je nachdem die Laune des Gebieters günstig war, mit Wohlthaten überhäuft wurde.

In solchen Stunden nannte ihn Herr Bernhard „Hynko“ (Heinrich), weswegen das Schloßgesinde ihn eben so nannte und überhaupt wohl in dem Glauben sich befand, daß dieser Unförmliche, der für gewöhnlich in helle Farben gekleidet wurde, wahrscheinlich, um seine Unform noch mehr hervorzuheben und desto lächerlicher zu machen, Hynko Kain von Geburt aus hieße.

Nachdem Kain mit funkelnden Blicken die zarte schlanke Gestalt Elsbeths eine Weile lang betrachtet und seine widerlichen Züge sich zu einem Faunenlächeln verzogen hatten, schritt er auf sie zu, jedoch nicht mit starkem, festem Tritte, sondern leise, mehr auf den Zehen schleichend, wie ein Dieb, der Gelegenheit sucht, sich in die Nähe eines Ortes zu schleichen, wo er Beute zu finden erwartet. Als er so unbemerkt hinter Els-

beth gekommen, neigte sich sein unförmlicher Kopf seitwärts ihrer Schultern und mit einem höhnischen Tone fragte er: „Der Waldherr ist wohl heute gar nicht gekommen?“

Elsbeth, obwohl sie Kain an der heisern Stimme, mit der er gewöhnlich redete, erkannt hatte, war doch so überrascht von der unvermutheten Ansprache, daß sie rasch, einen Schritt seitwärts tretend, rief: „Um Gott, Narr, wie hast Du mich erschreckt!“

Eine augenblickliche Pause folgte, während welcher die zarten Wangen Elsbeths von einer Schamgluth sich rötheten, denn jetzt war das Geheimniß ihres Herzens entdeckt, die Frage Kains war der sicherste Beweis, daß die Neigung, welche sie hegte, spähenden Augen nicht entgangen sei. Und Kains häßliches, widerwärtiges Gesicht schien starr zu werden im Anschauen der vor Scham erglühten Jungfrau.

Je länger das Schweigen zwischen Beiden dauerte, desto mehr vergaß Kain die Unterwürfigkeit, welche ihm als Knecht oder Narren in seiner äußern Haltung zukam, denn sein starrer Blick ruhte frech auf der zarten Gestalt ihm gegenüber. Endlich brach er die Pause mit den Worten: „Der Waldherr ist ein schmucker junger Fant, um den es Schade ist, daß ihn keine vornehme Henne ausgebrütet — ich glaube nicht, daß Euer Vater Euch je einem Krämersohne zum Weibe geben wird.“

„Schweig', Narr, Du wirst häßlicher, als Du schon bist, wenn Du noch abscheulichen Hohnes voll wirst," entgegnete die Jungfrau ernst und strafend. „Wüßte mein Vater, welcher Keckheit Du Dich gegen seine Tochter so eben vermessen, er ließe Dich peitschen bis auf's Blut. Ich habe aber keinen Gefallen an dem Schmerze eines Wesens, welches es auch sei, selbst wenn ich es verachten muß, daß ich gegen Dich klagte beim Vater, aber nie wieder erdreiste Dich solcher Sprache. Und jetzt geh'!" — Elsbeth wendete ihm den Rücken verächtlich zu und schaute wieder hinaus auf den sonnebeschienenen Weg, der von der Laubaner Stadt herführte.

Ein Schauer schien den unförmlichen Körper Kains zu durchschütteln, seine dunklen Augen sanken zu Boden wie im Gefühl seines Unwerthes in Gegenwart eines so schönen und reinen Wesens, wie die Jungfrau es war. Er rührte sich nicht von der Stelle und seine Fäuste hingen geballt an seiner Seite.

Nach einer Weile wendete sich Elsbeth wieder ihm zu und fragte fast zürnend: „Wie, Narr, Du gehorchst nicht? Soll ich wider meinen Willen Dir Strafe zuziehen durch eine Klage über Deinen frechen Ungehorsam?"

Da hob plötzlich Kain das auf die Brust gesenkte Antlitz und sagte halblaut, daß es fast nur mit Mühe

der Jungfrau verständlich wurde: „Ihr thut mir Unrecht, Fräulein. Ich sehe, wie Euer Herz traurig ist um des schmucken Waldherrn willen, und ich möchte Euch helfen. ... Ja, Fräulein, wenn ich Euch so anschaue, wie Ihr schön seid, schöner als ein Sonntag, dann“ — er stockte einige Sekunden und fuhr noch leiser fort: „dann beneide ich den schönen Waldherrn, ich möchte Er sein, so schlank, so schön, so jung und so schwarzlockig wie Er, daß Ihr mich lieben könntet, mich, den Narren Eures Vaters, den Fußschemel seiner Laune, damit ich doch wüßte, warum ich ein Mensch bin. Was starrt Ihr mich so erschrocken an, Edelfräulein? Ich bin eine Eule, vor der jedes Auge zurückschreckt, der selbst nur im Dunkeln wohl ist. Ja, mir ist im Dunkel allein wohl, ich sehe dann nicht meine unförmliche Gestalt, mein rothes Haar, und denke zuweilen, ich sei ein Wesen, das geschaffen wäre wie jedes andere zur Lebensfreude.“ — Kain schwieg, und mit dem letzten Worte ließ er sogleich sein Gesicht wieder auf die Brust sinken.

Elsbeth hatte durchaus den Sinn nicht erfaßt, der in der Rede des Narren lag. Daran gewöhnt, den Scherz, den er vermöge seines Amtes stets vorzubringen genöthigt war, aus Kains Munde ernst wie die bitterste Wahrheit aussprechen zu hören, hielt sie auch den jetzigen Ausdruck seines gewaltsam hervorbrechenden Gefühls

für eine Posse, welche er ersonnen, um sie, die er beleidigt, wieder zu versöhnen. „Geh', Narr," sagte sie lächelnd, „ich brauche Deine Hilfe nicht." Und wie sie ihn so ansah, mußte sie wirklich laut lachen. Dieser Bursche sah so lächerlich aus in seiner Plumpheit, und der Wunsch, der junge schmucke Waldherr zu sein und von ihr geliebt zu werden, klang so neckisch, daß Elsbeth eine unwiderstehliche Neigung zum Gelächter empfand.

„Nicht wahr, das ist lustig?" fragte Kain mit einem tiefen, grollenden Tone. „Ja, ich habe auch schon viel darüber gelacht, sehr viel, und wenn's Euer Vater, der gestrenge Herr, wüßte, daß ich Lust hätte, ein Mensch zu sein und kein Narr, er würde mir für den lustigen Gedanken ein Krügel feinen Rheinfall schenken."

Und als ob ihn die Narrheit im Moment mit ihrer ganzen Gewalt überfiele, schlug er ein kurzes gellendes Gelächter auf, und mit einem mächtigen Seitensprunge entfernte er sich und lief dann auf dem Walle hin mit einer so großen Schnelligkeit, daß er bald aus Elsbeths Augen verschwand. Vielleicht würde diese in dieser kurzen Scene mit ihm einen Anlaß gefunden haben, sich auch, nachdem er schon fort war, mit dem Gedanken an ihn zu beschäftigen, indeß ihre Aufmerksamkeit wurde eben so plötzlich auf einen Gegenstand gerichtet, welcher zu sehr sie ansprach, um sie an etwas

Anderes denken zu lassen. Auf der Laubaner Straße galoppirte ein Reiter dem Schlosse zu. „Er ist es," sagte sie fröhlich zu sich und verließ gleichsam flüchtig den Ort, indem sie den nämlichen Weg auf dem Walle hineilte, den kurz vorher Kain zurückgelegt hatte. Während der Reiter sich dem wohlverwahrten, durch Wall und Graben geschützten Schlosse nahte und die Zugbrücke vom Wärtel herabgelassen wurde, der ihn als einen fast täglichen Besucher von Steinkirch schon von Weitem erkannt hatte, schlüpfte Elsbeth in das Schloß und trat in die große Halle, wo Herr Bernhard von Uechtritz, ihr Vater, mit seinem Kaplan Johannes Reichel und Herrn Albrecht von Haugwitz auf Geibsdorf, einem stark in die Sechszig vorgerückten ritterlichen Herrn, in der Nähe des eine wohlthätige Wärme ausströmenden Kamins um einen runden Eichentisch saß und die Freuden des Nachtisches genoß.

Herr Bernhard, eine große, stattliche Männergestalt, war ein Fünfziger, dem die Jahre wenig angehabt, denn sein Haar war noch ganz dunkelblond, und das gesunde, obwohl etwas stark markirte Gesicht, jetzt vom Anfluge des Weingeistes ein wenig mehr als sonst geröthet, drückte einen kühnen, energischen Charakter aus. Jetzt in einem bis an die Kniee reichenden Hausrocke von blauem Damast, mit gutem Pelzwerk gefüttert, in hohen, geschmeidigen wildledernen Stiefeln, deren

Schäfte in dicken Wulsten unterhalb der Kniee über einander geschoben waren, und ein blaues Sammetkäpplein in Form eines Baretts auf dem Kopfe, bot Herr Bernhard den Anblick eines in der behaglichsten Ruhe lebenden Grundherrn damaliger Zeit.

Neben ihm saß der Kaplan Johannes Reichel, ein Mann, dessen hagere Figur den in's Auge springendsten Contrast mit der stattlichen gedrungenen Gestalt des Schloßherrn wies. Der würdige Priester, in einem langen schwarzen, bis an die Knöchel herabreichenden Gewande, sah sehr ernst und feierlich aus, der gute Wein des Nachtisches stand ungenossen im silbernen Becher vor ihm, die dichten Falten auf seiner Stirn zeigten, daß er mehr den theologischen Studien, als der damaligen Sitte des oft zu starken Weingenusses huldigte. Er war ein Greis, dessen spärlich mit weißen Haaren bewachsenes Haupt von einem fest anliegenden schwarztuchenen, mit Pelz gefütterten Käppchen bedeckt wurde. Trotzdem das hohe Alter oft durch Runzeln und verfallene Züge das Antlitz des Menschen häßlich macht, hatte es doch bei diesem ehrwürdigen Kaplan das vollkommenste Gegentheil bewirkt, indem Jeder, der ihn nur anschaute, sich gleichsam magnetisch zu einem wunderbaren Vertrauen gegen ihn bewogen fühlte. Ein eigenthümlicher Zug von Milde warf auf dieses ernste, faltenreiche Antlitz ein höchst vortheilhaft wirkendes Licht.

Herr Albrecht von Haugwitz sprach dem Becher gehörig zu, so daß es den Anschein hatte, als wäre er bemüht, für den ehrwürdigen Kaplan das Versäumte einzubringen. Er war trotz seines Alters ein rüstiger Herr, und einige Narben auf seinem Gesichte, welches etwas dunkelroth im Laufe der Jahre geworden, deuteten die Gewißheit an, daß Herr Albrecht sich in Schlacht und Kampf versucht habe in seiner Blüthenzeit; jetzt freilich war sein Körper mehr von Wein aufgedunsen, als im Besitze großer Kraft, indeß der Feuergeist der Jugend saß ihm noch auf der Zunge, und sein gutes Schwert, auf das er jetzt, es zwischen den Knieen haltend, mit beiden Händen und dem weißbärtigen Kinn gestützt, der feierlichen Rede des würdigen Kaplans lauschte, war noch bereit, wenn's galt, für seinen Herrn einen Strauß auszufechten.

Als Elsbeth in die Halle trat, endete der Kaplan, der für gewöhnlich nur Pater Johannes genannt wurde, seine Rede, welcher Herr Bernhard und der Ritter auf Geibsdorf aufmerksam zugehört hatten, mit den Worten: „Es müssen Aergernisse kommen, steht in der Schrift, Aergernisse, die da Prüfungen für den Rechtgläubigen sein werden."

„Nun," sagte Herr Bernhard d'rauf, „Ihr vergeßt, Pater, daß wir hier in der Laubaner Gegend bereits einen ziemlichen Vorgeschmack von Aergernissen

gehabt haben. Rechnet Ihr die Mordbrut der Hussiten für kein Aergerniß? Um Gott, geht hinein nach der Laubaner Stadt und sehet, wie diese Schwefelbande gehauſ't hat — 's sind nun bald vier Jahre vorüber, und das Aergerniß stößt Euch noch auf bei jedem Schritte; Schutthaufen und Brandtrümmer starren Euch an, und wenn's Euch verlangt, Pater, mögt Ihr auch noch die Gefäße voll gesammelten Blutes sehen, welches in der Hauptkirche unter den mörderischen Waffen der Hussiten geflossen ist. Oder soll ich Euch an den schrecklichen Tod des ehrwürdigen Laubaner Pfarrherrn Gall erinnern, den diese Höllenbrut auf offenem Markte in vier Stücke zerreißen ließ? Das ist ein Aergerniß, welches zum Himmel schreit um Rache, und so wahr mir Gott der Barmherzige helfen soll in meiner letzten Stunde, ich würde Blut und Leben d'ran setzen, um mit meinem guten Schwerte der Rächer an diesen Ungeheuern zu werden, kämen sie je wieder in unsere Gegend!" — Der Schloßherr war gegen das Ende seiner Rede warm geworden im Kampfesmuthe, und den gefüllten Becher hoch hebend, rief er dem Geibsdorfer zu: „Stoßt an mit mir, Waffenbruder! Tod und Verderben der hussitischen Mordbrennerbande, so sie jemals ihren Blutweg wieder hierher nimmt!"

Der Geibsdorfer erhob sich und rief laut durch die Halle: „Tod und Verderben und aller Zeiten Fluch

auf sie!" — Die Becher klirrten zusammen, von den beiden Herren so derb angestoßen, daß der Inhalt auf der Tischdecke überschweppte.

Der Pater hatte die Hände wie zum Gebet gefaltet. „Ihr mißversteht mich, Herr Bernhard," sagte er dann; „wohl sind die Gräuel der Hussiten zum Himmel schreiende Missethaten; ich sage nur, daß es solcher Aergernisse mehr geben wird, um das Gute vom Bösen zu sondern, um den festen Glauben der Rechtgläubigen zu prüfen im Laufe der Jahrhunderte. In Noth und Tod siegt erst der wahre Glaube."

„Hm," warf der Geibsdorfer ein, „ich habe nichts mit dem Hussitischen Blutvolke gemein und kümmere mich den Henker um die gelehrten theologischen Zwistigkeiten, von denen ich nichts verstehe; denn das Latein ist mir jederzeit wie Sauerampfer gewesen, den ich nicht einmal in der Suppe vertrage; aber das seh' ich ein, daß all' dies Blut nicht geflossen wäre, wenn der kaiserliche Herr Sigismund nicht dem Huß das Wort des freien Geleites gebrochen hätte. Das hat allein den Teufelsspuk angerichtet."

Der Pater wollte eben auf diese Aeußerung des Geibsdorfers Antwort geben, als Kain mit einem gewaltigen Satze zur Thür herein sprang, und indem er eine Grimasse schnitt, dem Schloßherrn meldete: „Ein schmuckes Laubaner Kind sei eben eingeritten."

„Gott erhalte mir meinen Narren!“ rief Herr Bernhard von Uechtritz lachend, „er stößt mir stets die ärgerliche Laune über'n Haufen.“

„Das macht die Blutsverwandtschaft,“ antwortete Kain, „ein Narr lacht über den andern.“

Der Geibsdorfer schien sich über die Frechheit Kains zu erbosen. „Ei, Herr Bernhard, ich meine, für dies Unthier gehöre die Peitsche, statt es zuzulassen, wo Ihr Gesellschaft habt. Er hat Euch sich gleichgestellt — ich bin zu keinem Narren herübergeritten auf Besuch.“

„Gewiß nicht,“ antwortete der Schloßherr, „und Ihr mögt sehen, daß ich auch der Narrheit kein Recht einräume in meinem Hause, wenn sie die Schicklichkeit überschreitet. Den Kurt rufe herein!“ wandte er sich zu Kain.

„Soll's Hiebe setzen?“ fragte dieser. „Ei, Herr, ich weiß schon, wer sie empfangen soll, meine Haut ist zart wie die eines Jungfräuleins, und Ihr wollt schauen, wie sich's auf zartes Fell schreibt. 's ist allemal ein Feiertag für mich, wenn's Hiebe setzt, die Peitsche vertreibt das Fieber und macht die Freundschaft dicker.“ — Kain hatte eine trotzige Stellung angenommen und seine Augen funkelten fast wie die einer bösen Katze.

Jedenfalls würde Herr Bernhard, um gegen

seinen ritterlichen Freund von Geibsdorf sein Wort zu lösen und diesen, der sich durch des Narren Frechheit beleidigt fühlte, durch eine tüchtige Tracht Peitschenhiebe, auf Kains Rücken verordnet, zu sühnen, den Strafbaren der Gewalt Kurts, des Hofvogts, überantwortet haben, wenn nicht die Thür sich rasch geöffnet hätte und ein junger Mann, dem vom raschen Ritt die Wangen stark geröthet waren, hastig in die Halle eingetreten wäre.

„Ich grüße Euch, ritterliche Herren,“ sagte er, an den Tisch tretend. „Wie Ihr mich hier sehet, bin ich ein Unglücksbote.“

„Ihr, Herr Zeidler?!“ frugen die Männer wie aus Einem Munde.

„Die Hussiten, die Gott verdammen möge um ihrer blutigen Gräuel an der Menschheit, sind auf dem Zuge nach unserer Gegend, edle Herren,“ meldete Herr Zeidler.

„Die Hussiten?!“ riefen die beiden Herren auffahrend.

Kains widerwärtiges Gesicht überflog ein tückisches Lächeln, er zog sich nach dem Eingange zurück.

„Ja, die Hussiten,“ fuhr der Waldherr fort, denn Herr Zeidler führte als kundiger Waidmann die Aufsicht über den der Laubaner Stadt zugehörigen Hochwald, weßhalb man den Inhaber dieses mit der Rathsherren-

würde zugleich verbundenen Amtes Waldherr zu nennen pflegte — „ja, die Hussiten; so eben ist ein Laubaner, den Händen dieser Mörderbrut entflohen, vor dem edlen Rathe gewesen und hat die Meldung gethan, daß der Zapko von Zaan geschworen habe, gleich den Heuschrecken zur Landplage für unsere Gegend zu werden. Sie sind bereits in Schlesien wieder eingefallen und sollen greulich hausen und morden!“

Eine Stille folgte nach dieser furchtbaren Nachricht. Herr Bernhard hatte das Antlitz auf die Brust herabsinken lassen, wie wenn er plötzlich muthlos geworden wäre, und leise bebte der Name Zapko von Zaan über seine Lippen.

„Nun,“ sagte der Geibsdorfer, zum Pater gewendet, „das Aergerniß stellt sich bald ein; aber wir werden ihm einen Damm entgegensetzen, an dem es sich den harten Dickschädel zerstoßen soll. He, Uechtritz! — was? Ihr laßt den Kopf sinken? Donner und Teufel! was ist das?“

Der Schloßherr erhob stolz sein Haupt, und sein kühnes, freiblickendes Auge ruhte auf dem Geibsdorfer. „Denkt Alles, nur nicht an Feigheit, Herr Haugwitz!“ rief er, und dann streckte er die Rechte empor und schwor einen heiligen Eid, den letzten Tropfen Blut d'ran zu setzen, um die Bluthunde wie Raubvögel zu verscheuchen.

„Amen!“ sprach Pater Johannes, „Alles steht in der Hand des Herrn, er gibt den Sieg den Gerechten und schlägt mit Verlust und Tod die Bösen.“

„Ihr habt gut reden, frommer Herr,“ antwortete der junge Waldherr; „mit Worten, und wären sie auch noch so salbungsvoll, ist nichts gethan, hier gilt's, d'rein zu schlagen mit beiden Fäusten. Bei dem allmächtigen Gott, Niemand hat größere Ursache, einen Kampf mit diesen Kelchesbrüdern herbeizuwünschen, als ich, dem sie den Vater erschlagen haben und seinen edlen Leib in Stücken gehauen auf dem Kapellenberge. Feuer und Schwert über diese Mörder! Euch, edler Herr von Uechtritz, läßt der weise Rath unserer armen Stadt den besten Gruß entbieten und wollet in der kommenden Nothzeit uns die Hilfe Eures starken Armes nicht versagen. Ihr wisset ja, edler Herr, wie die Sechsstädte unser armes Lauban schmählich verlassen haben im letzten Drangsal vor vier Jahren, und auf wen könnten wir größere Zuversicht als auf Euch setzen? Ihr waret der Freund meines im Kampfe gefallenen Vaters...“

„Und ich werde seinen Tod rächen!“ rief Herr von Uechtritz — „hier meine Hand d'rauf, Herr Ulrich — laßt sie kommen, sie sollen eine Eisenwehr finden, an der sie zurückprallen.“

Während unter den Männern die Versicherung

gegenseitigen Beistandes für den in der nächsten Zukunft drohenden Kampf auf Leben und Tod gewechselt wurde, denn auch der Geibsdorfer Grundherr gab dem jungen Waldherrn den Handschlag, daß er mit allen seinen ihm zu Gebote stehenden Leuten der Stadt in Zeit der Bedrängniß zu Hilfe eilen wolle, lehnte die schöne Elsbeth, erbleicht vor Schreck, in der Nische des Fensters; Niemand hatte sie bemerkt, als der würdige Kaplan, dessen Blick zufällig in jener Richtung hin schweifte. Er trat ihr näher.

„Meine Tochter," sagte er mit dem ihm eigenthümlichen milden Tone, „solche Nachricht taugt nicht für ein so zartes Gemüth, wie das der Frauen. Es ist traurig genug, wenn die Noth vor der Thür ist und sich hereindrängt mit Gewalt, daß die Weiber darum erfahren müssen, die Angst vorher tödtet die Jugend und ihren Muth. Komm', mein Kind, ich führe Dich hinaus, es wird besser sein für Dich. Was willst Du hier unter den Männeen, die nur vom Krieg reden und sich auf Blutthat vorbereiten?"

„Nein, laßt mich, frommer Vater," antwortete Elsbeth; „wenn ich auch schwach war, so bin ich doch wieder stark — die Gefahr, welche man kennt, verliert das Fürchterliche, und ich bin die Tochter eines Ritters."

Pater Johannes schwieg, dann überflog ein Lächeln seine gefurchten Züge und indem er ihre Hand

erfaßte, sagte er leise: „Vergiß das nie, meine Tochter, und wenn Dein Herz jemals Wünsche hegt, welche —“ Elsbeth erröthete, der Pater aber unterbrach seine Rede und sagte mit väterlichem Vorwurfe: „Warum erröthest Du? Meintest Du wirklich, mir, der ich Alles liebe, was diesem edlen Hause angehört, der mit scharfem Auge die Schritte Aller bewacht, um Jedem wohl zu thun, wenn mein Rath nöthig sein dürfte, mir sei entgangen, daß Du ein kleines Geheimniß auf dem Herzen trägst?“ Dabei wendete sich sein Blick auf den schmucken Waldherrn hin, der, bisher zu sehr von den beiden ritterlichen Herren in Anspruch genommen, Elsbeth noch gar nicht bemerkt hatte. „Ist es nicht so?“ fragte der Pater nach einer kleinen Pause die hocherröthende Jungfrau.

„Ja,“ hauchte diese, nicht im Stande, vor dem ehrwürdigen Priester die Wahrheit zu verbergen.

„Bezwinge diese Neigung, mein Kind, welche nie durch Erfüllung Deines Wunsches gekrönt werden kann; bedenke, daß Du einem ritterlichen Geschlechte, er aber einem bürgerlichen angehört, eine Kluft, welche durch nichts geebnet wird — vergiß das nie, es erspart Dir Schmerz und schwere Thränen.“ Mit diesen Warnungsworten verließ der fromme und wahrhafte Freund des Hauses die Jungfrau, welche das schöne Haupt auf den Busen sinken ließ.

Diese Warnung fiel ihr schwer auf's Herz, der jugendliche Muth spinnt selbst in den hoffnungslosesten Momenten noch Fäden, an denen er sich mit ängstlicher Hast fest klammert. Elsbeth wußte, welche Wahrheit in Pater Johannes Rede lag, sie kannte den Stolz ihres Vaters auf sein altes Geschlecht; aber trotzdem flog noch ein Trost, ein Hoffnungsstrahl durch ihre Seele — die wunderbare Zuneigung, welche Herr Bernhard zu dem jungen Bürgersohne hegte, der wie heimisch im Steinkirchner Schlosse und täglicher Besucher desselben war. Indem sie mit ganzer Gluth der Phantasie sich dieser Hoffnung hingab, füllte sich draußen der Hof mit Reitern.

Herr Heinrich von Uechtritz auf Langenöls und Herr Nikol von Perzig waren mit ihrer Begleitung eingeritten, und der Schloßherr verließ, von dem Geibsdorfer gefolgt, die Halle, um dem eben angelangten Besuche entgegen zu gehen, denn, wie verlautete, sollte Herr Nikol Ludmilla, Elsbeth's ältere Schwester, freien, und Herr Heinrich von Uechtritz, der nächste Vetter des Steinkirchers, machte den Brautwerber. —

Der junge Waldherr blieb allein in der Halle zurück und wollte von einem der Fenster aus die Gäste sehen; indem er zu diesem Zwecke nach der Hofseite sich hinwendete, gewahrte er Elsbeth. Er trat rasch

auf sie zu. Beide blickten einander stumm an, dann aber ergriff Ulrich ihre Hand und drückte einen Kuß auf dieselbe. „Ich ahnte nicht, daß Ihr hier zugegen wäret,“ sagte er leise. „Als ich eintritt, schaute ich sehnlichst hinauf nach dem Closet Eurer Mutter, Fräulein, ich hoffte Euch dort zu sehen. Ich hatte mich getäuscht, ich glaubte im Hereinreiten Euch auf dem Walle erblickt zu haben, — mein Auge hat mich betrogen — der Sonnenschein war so grell.“

„Ihr habt Euch nicht getäuscht, Herr Ulrich, ich sah Euch kommen,“ antwortete Elsbeth mit zu Boden gesenkten Augen. Eine kurze Pause folgte.

Ulrichs Blick verweilte mit Entzücken auf dem schamglühenden Antlitz der Jungfrau, über deren Lippen unwillkürlich ein Geständniß gegangen war, welches so sehr zu seinen Gunsten sprach. „Elsbeth,“ sagte er nach einer Weile, „wenn ich mich darin nicht getäuscht habe, o, so sagt mir doch, daß ich in einer andern Hoffnung mich auch nicht täusche — einer Hoffnung, die ich kaum auszusprechen wage, die mich zuweilen so gänzlich beherrscht, daß ich mich glücklich fühle, als wären die Welt und alle ihre Schätze mein Eigenthum, und die, wenn sie mich verläßt, eine traurige Niedergeschlagenheit zur Folge hat, wie wenn ich Alles verloren hätte und es gäbe für mich keine Hoffnung, keine Freude mehr im Leben.“ — Wieder folgte eine Pause, er

fühlte die zarte weiße Hand Elsbeths in der seinen zittern. Noch leiser als vorher fuhr er mit gepreßter Stimme fort: „Die Sonne darf Jeder anschauen und lieben, ich liebe Euch, Elsbeth — es mag eine Thorheit in Andrer Augen sein, daß ein Bürger es wagt, die Tochter eines Edelmannes zu lieben; aber das Herz ist stärker als tausend Gründe der Vernunft. Ja, Elsbeth, ich liebe Euch mit allen Kräften eines treuen Herzens, mit aller Gluth einer heiligen Neigung, die Gott ohne Unterschied des Standes in Jedes Brust gelegt. Könnt Ihr mich deßhalb verdammen? Ihr schweigt?“ —

Elsbeth blieb stumm, aber ein kaum merkbares Beben überschauerte ihre schöne schlanke Gestalt.

Der Waldherr trat einen Schritt zurück und sagte mit tiefer, schmerzlicher Stimme: „Ihr schweigt und verdammt das Gefühl, welches mich beherrscht. Ich habe mich getäuscht in thörigter Eigenliebe. Verzeih't, Fräulein, daß ich es wagte, Euch mit solch' einem Geständniß zu kränken — ich vergaß, daß ich der Sohn eines Bürgers bin, Ihr die Tochter eines adeligen Geschlechts. Vergeßt meine Thorheit — ich will versuchen, ob ich dieselbe vergessen kann.“

Nach diesen Worten neigte er sich vor der schweigenden Jungfrau und wollte an ein anderes Fenster treten, doch gleichzeitig hörte er seinen Namen flüstern

und als er aufschaute, traf er Elsbeths Blick. Es bedurfte blos dieses einzigen Blickes, dieses feuchten Auges, um ihm mehr zu sagen, als die beredteste Zunge hätte ausdrücken können. Im Auge ruht die Sprache der Liebe, und der Blick ist die Schrift derselben, die wunderbare Hieroglyphe des Herzens, welche dennoch Jedem verständlich ist, wenn auch die Zunge in fremden Lauten spricht. „Elsbeth!“ rief der Waldherr entzückt, „verstehe ich Euch, Euer Schweigen?“

„Ja,“ lispelte die Jungfrau leise, der nächste Augenblick sah sie in des Waldherrn Armen.

Fast gleichzeitig ertönte ein gellendes Gelächter vom Eingange her; hinter einem Schrein hervor, in dem des Schloßherrn ritterliche Waffenrüstung verwahrt wurde, schlüpfte Kains widerwärtige Gestalt, und seine tückischen, stechenden Augen ruhten boshaft lächelnd auf dem eben so sehr wie Elsbeth erschrockenen Waldherrn. „Gut Glück! gut Glück! — der Narr prophezeiht Euch ein ganz wunderbares Glück! Juchhei!“

Mit einem mächtigen Sprunge verließ Kain die Halle, und sich ängstlich an den Waldherrn anschmiegend, sagte Elsbeth bebend: „Um Gott, das war ein böses Omen!“

„Ruhig, Du holdes Wesen — keine Furcht,“ tröstete der Waldherr, „dieser Rothkopf ist ein Narr, dem's Freude macht, den Teufel zu spielen. Von

dieser Stunde an lebe ich nur für Dich, und Dein Glück ist das Ziel meines Lebens! —“

Herr Bernhard führte seinen Besuch in die durch die mächtigen Holzbrände im Kamin traulich erwärmte Halle ein, und die Thätigkeit der Diener ward in Anspruch genommen, denn es galt in jenen Zeiten, durch eine fast verschwenderische Gastlichkeit sich auszuzeichnen und den Ruhm zu erwerben, daß man eine gute ritterliche Herberge zu geben wisse.

Im Jahre **1431** traf Kaiser Sigismund auf dem Reichstage zu Nürnberg gegen die Hussiten große Anstalten, um diese Sektirer, die das böhmische Land verwüsteten und in den ausgesuchtesten Grausamkeiten ihre Rache zu befriedigen wußten, zu bewältigen und zu Paaren zu treiben. Cardinal Julien predigte im Namen des Papstes das Kreuz wider sie und man zog ein bedeutendes Heer zusammen, um diesen blutigen Fanatikern, die durch den langen Krieg verwildert und entmenscht waren, die Spitze bieten zu können. Die Hussiten waren demnach geächtet von ihrem Könige, dem Reiche und dem päpstlichen Stuhle; Grund genug für sie, ihre wahrhaft höllische Wuth an Allem auszulassen, was in ihre Gewalt fiel.

Die Geschichte hat jene entsetzlichen und fast kaum

glaublichen Gräuelthaten, deren sie sich schuldig gemacht, aufgezeichnet, und man kann sich des Schauers nicht erwehren, wenn man die fürchterlichen, alle menschlichen Begriffe übersteigenden Grausamkeiten dieser unter dem Namen „Kelchbrüder" rasenden Mörderbanden lies't. Lauban hatte im Jahre **1427** die verhängnißvollsten Tage seit seiner Gründung zu bestehen. Der lieblichste Monat des Jahres, wo die Freude überall waltet im Menschenherzen, das sich an der wunderbar auferstandenen und in reicher Blüthe prangenden Natur labt und erquickt und Trost und Ersatz findet nach des Winters traurigen Schneetagen, der holde Mai brachte den Laubanern Verderben. Am **15.** drang das Hussitenheer unter Anführung der beiden Prokope und Welecks von Kaudelin auf diese Stadt ein, die im Bunde mit den sogenannten Sechsstädten auf deren Hilfe gerechnet, weil auch sie, Lauban nämlich, ihre Mannschaften der Zittauer Stadt zu Hilfe geschickt hatte. Aber diese Hilfe blieb leider aus. Der Contingent der Sechsstädte suchte Görlitz zu wahren und überließ Lauban seinem Schicksale.

A l b r e c h t von C o l d i t z, der königliche Landvogt, brach erst dann zum Beistand auf mit seinen Truppen, als die Hussiten bereits das verwüstete und mit dem Blute seiner schändlich gemordeten Bürger befleckte Lauban verlassen hatten. In jenen Schreckenstagen, wo der

Blutdurst und die entmenschte Wuth der Feinde die größten, scheußlichsten Gräuelthaten beging, welche nur eines Menschen Hirn ersinnen kann, glänzte aber auch um so mehr die Bürgertugend im reinsten Lichte. Der Name Conrad Zeidlers, des hochherzigen Bürgermeisters, der als Held im Kampfe fiel, ist aufbewahrt in den Urkunden der Stadt; mit seinem Blute hat er sich ein ehrenvolles Andenken erworben in den Herzen der Nachkommen. Mit dem Muthe Verzweifelnder hatten die Laubaner gekämpft, die siegreichen Feinde ehrten der Gegner Muth nicht, die himmelschreiendsten Gräuel wurden begangen.

Wir übergehen diese Trauerscenen, da sie nicht in den eigentlichen Bereich unserer Geschichtserzählung gehören. Zu der Zeit, als die Ereignisse unserer Erzählung beginnen, bot die Laubaner Stadt noch den traurigen Anblick der Zerstörung, obwohl nach Kräften Alles gethan war, um die Spuren jener Schreckenstage zu vertilgen. Schutthaufen der verbrannten Häuser lagen noch da, denn es fehlte in jener schweren Zeit an Händen, um zu räumen. Jede Familie beweinte gemordete Opfer, manche Familien waren gänzlich ausgerottet worden, die Männer im Kampfe gefallen, die Frauen und Kinder von der bestialischen Wuth der Hussiten auf's Grausamste ermordet. Nur ein langer segensvoller Friede konnte diese tiefen Wunden vernarben

lassen und eine Zukunft von mehreren Decennien dieselben heilen.

Natürlich hatte auch die Gegend umher außerordentlich gelitten, Alles war verwüstet und niedergebrannt und eine Hilfstruppe von 500 Bauern bis auf den letzten Mann von den Hussiten niedergehauen worden. Zu jener Schreckenszeit war Herr Bernhard von Uechtritz mit seiner Familie nicht in Schloß Steinkirch, sondern am Hoflager zu Jauer. Schloß Steinkirch entging damals auf wunderbare Weise der Wuth dieser raub- und mordsüchtigen Feinde, da die Stadt ihnen einen hinlänglichen Schauplatz für ihre Gräuel bot. Erst nachdem diese Verwüster von dannen gezogen waren, kam Herr Bernhard mit den Seinen nach Steinkirch zurück. Im vorhergehenden Abschnitt haben wir dem Leser ein neues Verhängniß angedeutet, welches der Laubaner Gegend bevorstand, und wenden uns nun den Ereignissen unserer Geschichtserzählung zu.

In der Dämmerungsstunde eines der nächsten Tage lehnte ein Weib an einem der noch laublosen Weidenbäume, die gruppenweise längs des Laufes des Queißflusses standen und in der Sommerzeit ihre breiten fächerartigen Schatten auf den klar und schnell in den wunderlichsten Schlangenwindungen dahin strömenden kleinen Fluß warfen. Obwohl die Kleidung des Weibes, das seine Augen unverwandt nach dem

Steinkirchner Schlosse gerichtet hielt, ganz den traurigen Anblick eines Bettlerkostüms bot, welches im Laufe der Jahre den richtigen unübersehbaren Ausdruck der bittersten Armuth erlangt hatte, so schien doch die hohe Gestalt, ein unverwischbarer Zug von Bewußtsein des innern Werthes, ein gewisses über das blasse, tiefgefurchte Antlitz gebreitetes stolzes, verächtliches Lächeln, selbst die trotz ihres armseligen Gewandes, welches auf eine Herkunft aus der untersten, rohesten Volksklasse schließen ließ, auffallend zarte Haut ihrer Hände und ihres unter einem Kopftuch hervorschauenden Antlitzes, die ganze äußere bettlerhafte Erscheinung Lügen zu strafen. —

Ein großer Knotenstock diente als Stütze ihrer Rechten, und über ihre linke Schulter trug sie einen rohen Leinwandsack geworfen, der nur unten an seinen Enden einen unbedeutenden Bausch machte und jedenfalls den Ertrag ihrer Bettelei oder ihre wenige Habe enthielt. Immer tiefer sanken die Abendschatten, das Weib schaute zurück nach dem seitwärts zu ihren Füßen in seinen hohen Ufern strömenden Queiß, nur wenige spärliche Lichtreflexe lagen noch in langen dünnen Streifen auf der einem halb erblindeten Metallspiegel gleichenden und bewegten Fläche des kleinen Gebirgsflusses.

„Wo bleibt der Strolch?“ sagte das Weib zu

sich, „es wird dunkel und er kommt nicht. Die Pest über ihn!“ — Der Aerger, den das Weib über die Saumseligkeit dessen, den es erwartete, empfand, verzog sein Gesicht zu einem Ausdruck von Zorn, und jeder Beobachter würde die gewisse Behauptung aufgestellt haben, daß in dieses Weibes Brust die wildeste Leidenschaftlichkeit wohne. — Endlich drang ein Geräusch in ihr Ohr, sie warf den Kopf auf, den sie wie im Nachdenken auf die Brust hatte sinken lassen — über die Wiesenfläche zwischen dem Schlosse und dem Queißflusse huschte eine Gestalt daher.

Es war Kain, der endlich vor dem Weibe stehen blieb mit den Worten: „Nun, da bin ich, Drahomira, da bin ich mit Haut und Haar und allen meinen Schönheiten, die dem guten Ritter so viel Spaß machen.“

„Bleibst lange, rothhariger Strolch,“ sagte das Weib in einem Tone, der zwischen Scherz und Ernst schwankte; „nun laß das, es ist gut, daß Du da bist. Hier nimm die Münze, Sohn des Fluches, und sage mir, wie steht es? — Kann ich ungesehen hinein in's Schloß?“

Kain drehte die Münze nach dem letzten Schimmer des Abendlichtes und antwortete spöttisch: „Hei, Drahomira, Du wirst sparsam, die Münze ist klein, eine größere wäre mir lieber.“

„Behalte die kleine Münze und nimm für den Werth einer größeren ein Geheimniß, das Dir mehr Vergnügen machen wird.“

„Du siehst aus wie eine Geheimnißkrämerin,“ antwortete der Unförmliche, „zahlst halbbaar und giebst für die andere Hälfte wohlfeile Worte.“

„Schweig', Strolch!“ sagte das Weib gebietend, „mein Geheimniß macht Dir das Gehirn sieden. Siehst Du die schwarzen Wolken da drüben? Diese Nachtboten, die sich auf den Flügeln des Sturmes wiegen, haben meine Flüche gehört, die dies Geheimniß mir erpreßt hat.“ Nach einer Pause fuhr das Weib fort: „Dein Herr, dem Du jetzt zum Spielwerk der Laune dienst, ist Dein Vater.“

Kain schlug ein helles Gelächter auf. „Mache mir weiß, daß ich des Satans Stiefkind bin, das er mit einem gnädigen Fußtritt auf die Erde geschleudert hat, und ich glaube es Dir auf's Wort, gewiß, ich glaube es, denn 's ist was Höllisches in mir; aber der Sohn dieses Ritters — ha, ha, ha!“

„Du bist es, Sohn des Unglücks!“ redete das Weib mit auffallender Festigkeit und Ruhe, „Niemand kann es so bestimmt wissen und sagen als Deine Mutter — ich bin es — ja, ich bin es — und hier die beginnende Nacht sieht es, wie ich mein Kind umarme, meinen Sohn, mein Fleisch und Blut.“

Mit einer ungestümen Heftigkeit schlang das Weib die Arme um Kain, der voll Erstaunen rief: „Ich, Dein Sohn? Drahomira! — ich? und der Sohn des vornehmen Schloßherrn?“

„So ist es,“ bejahte das Weib.

Ein pfeifender Ton drang aus Kains Munde, er sprang in die Höhe wie von der Tarantel gestochen und drehte sich im Kreise herum. „Hei!“ rief er, „hei! und das schöne Fräulein wäre meine Schwester?“

„Kain,“ nahm das Weib das Wort, „höre mir zu. Schweige über dies Geheimniß, Niemand darf es wissen. Heute entscheidet sich Alles, muß sich entscheiden. Ich will in's Schloß, ein Wort nur mit dem vornehmen Herrn, nur ein Wort. Komm, komm, führe mich, Kain, Sohn des Unglücks.“

„Ja, ja, folge mir!“ rief der Unförmliche, „eine Hochzeit giebt es, eine lustige Stunde — hei, wie wird der Herr sich freuen!“

Das Weib schritt an seiner Seite hin und bald hatten sie die herabgelassene Zugbrücke über den äußeren Wallgraben erreicht. Der Thorwächter lag von einem tüchtigen Trunke benebelt auf seiner Bank.

„Hei, Ralph!“ rief Kain, ihn schüttelnd, „ziehe die Brücke auf, es ist Abend.“

Während sich der Schläfriggemachte ermunterte, schlüpfte das Weib auf ein Zeichen Kains hinter die

vorspringende Brüstung des Walles nach dem Innern des Hofes zu. Die tiefere Dämmerung verhüllte die Gestalten Beider, welche nun über den langen Hofraum hinhuschten, bis sie über die herabgelassene Zugbrücke, die unmittelbar in das Thor des Schlosses hineinführte, verschwanden.

Im Schlosse gab es an diesem Abend ein lebendiges Treiben, die Grundherren der umliegenden Ortschaften waren am Nachmittag eingeritten, um über eine zu beschließende Gegenwehr bei dem drohenden Anzuge der Hussiten Rücksprache mit einander zu nehmen, und auch die Herren des Rathes der Laubaner Stadt waren zugegen, unter ihnen der Waldherr Zeidler.

„Ei," rief Herr Bernhard, aufglühend in Kampflust und sein gutes Schwert mit der Rechten schwingend, während er den vollen Becher mit der Linken emporhob, „ei, Ihr edlen und ehrsamen Herren, setzen wir an das Heiligste, was wir erhalten wollen, das Heiligste, was wir besitzen, unsere Kraft, unser Blut und Leben, so werden wir wenigstens, falls uns das Geschick auch nicht günstig ist, doch einen ehrenvollen Untergang finden. Ich verspreche Euch, Ihr Herren von Lauban, treu mit Euch zu stehen in Noth und Tod, und d'rauf wollen wir einen Eid ablegen, Einer für den Andern treulich zu kämpfen. Der

Tropfen Wein, der über dessen Zunge geht, welcher seinem Eide treulos wird, soll Gift für ihn sein, Gift und Pest!“

Die Männer erhoben sich Alle von ihren Sitzen und Einer um den Andern legte in des ehrwürdigen Paters Johannes Hand den festen Schwur ab, nur mit dem Lebensende vom Kampfe abzustehen.

„Nun, mein junger rüstiger Kampfgesell,“ sagte Herr Bernhard zu dem Waldherrn, der, in tiefes Sinnen versunken, fast eine halbe Stunde später in einer Fensternische lehnte, „reuet es Euch vielleicht, Euer junges Leben d'ran zu setzen in einem so ungleichen Strauß?“

„Herr!“ fuhr der Waldherr auf, doch da er sah, daß es der Uechtritzer war, antwortete er fast schmerzlich: „Wie mögt Ihr meiner spotten, Herr Bernhard? Wer keine Hoffnung auf Erden hat, glücklich zu werden, der kann nie eine Reue über einen Eid empfinden, der ihm einen baldigen und gewissen Tod in Aussicht stellt.“

„Oho, Herr Zeidler, das klingt traurig wie Eulenruf und steht Euch schlecht an,“ antwortete der Schloßherr scherzend; „von welcher Art ist denn Euer Herzeleid, daß es Euch so ganz aller Hoffnung baar macht?“

Der junge Waldherr schwieg und ließ die Blicke zu Boden sinken.

„Ihr schweigt, Herr Zeidler? Nun, es ist wahr, ich habe kein Recht, Euch auszuforschen; allein ich meinte, es wäre Euch bisher nicht entgangen, wie ich Euch stets Vertrauen und Theilnahme bewiesen habe, und so glaube ich, auch Ihr würdet Euch zu mir gezogen fühlen.“

Der Waldherr ergriff, von dem in sanftem und fast väterlichem Tone ausgesprochenen Vorwurfe tief im Innersten berührt, des Ritters Hand und antwortete leise und zagend: „Wenn ich's Euch sage, edler Herr, warum mir Herz und Seele traurig ist, daß ich den Tod wünsche als einen lieben Freund, der den Gram auflös't und Alles vergessen macht, was uns kümmert im Leben, so werdet Ihr mich verlachen und vielleicht verachten, denn Ihr seid ein adeliger Herr von altem Geschlecht, ich nur der Sohn eines Bürgers, der kein off'nes Wappen hat und dessen Name nicht über das Weichbild seiner Vaterstadt hinaus gedrungen ist —“

„In der That, Herr Ulrich, so habe ich Euch noch nie sprechen hören,“ sagte der Schloßherr erstaunt; „was ist's denn, was Euch auf die Vermuthung bringt, ich könnte Euch verlachen und verachten und des Standesunterschiedes gedenken zwischen mir und Euch. Wenn

der Stolz mein Theil wäre, würde ich wohl dem Sohne des Bürgerhauptmanns von Lauban mich bisher so zugeneigt gezeigt haben?“

„Nun, so wage ich es!“ rief der Waldherr leise, seine ergriffene Hand fast krampfhaft pressend; „ist es eine Thorheit, daß ich einem adeligen Herrn vertraute, will ich auch die Folgen tragen. So vernehmet denn, edler Herr, daß ich Euer jüngstes Fräulein Elsbeth liebe mit der Gluth einer verzehrenden Leidenschaft.“

Der Schloßherr trat wie entsetzt einen Schritt zurück, eine Pause folgte. „Ihr?“ fragte er dann tonlos.

„Ja, ich, Herr, ich, der Bürgersohn, der nichts bieten kann als sein ehrlich Herz und seinen einfachen Namen,“ antwortete der Waldherr, „jetzt entscheidet über mich. Die Brust ist mir leichter geworden, daß ich das lastende Geheimniß ausgesprochen.“ — Wieder trat eine Pause ein. Da der Schloßherr mit dem Rücken gegen die brennenden Kerzen gewendet stand, so lag über sein Gesicht ein Schatten, der den Ausdruck seiner Züge undeutlich machte.

„Herr Zeidler,“ hob er endlich an, „ich mag Euch nicht bergen, wie Euer Geständniß für mich eine große Ueberraschung ist, und eben so wenig mag ich's Euch verhehlen, daß ich nicht erfreut davon bin. Ich

tadle Euch nicht, daß Ihr Euer Auge nach meiner Tochter gerichtet, und der rasche Herzschlag des wallenden Blutes entschuldigt Alles; aber ich glaube, Euch an die Nothwendigkeit erinnern zu müssen, daß Ihr dieser Leidenschaft Euch entschlagt, sie ist Thorheit — ich bedaure Euch, Herr Ulrich, und hoffe, Ihr werdet die Kluft, von der Ihr selber sprachet, nicht übersehen."

„Ihr dürftet mich bedauern, wenn ich nicht den Muth hätte, an meine Liebe Alles zu setzen, um Alles zu gewinnen," entgegnete der junge Waldherr fast heftig. „Ich fühle Kraft in mir, durch Thaten einen Namen mir zu erwerben. Blut und Leben setze ich daran, den Adel zu gewinnen. Die Zeit ist günstig dazu, die Kriegsfackel, welche die Hussiten allerwärts schleudern, bietet mir ein großes Feld, mich auszuzeichnen. Sprecht, edler Herr, wenn's mir gelungen ist, was ich erstrebe, werdet Ihr dann meinen Wunsch krönen?"

„Auch dann nicht!" antwortete der Uechtritzer fest, „sei dies das letzte Wort in dieser Sache zwischen uns." — Darauf entfernte er sich rasch von ihm.

„Auch dann nicht!" wiederholte der Waldherr wie in Gedanken verloren, „also keine Hoffnung?"

Wenige Minuten später enteilte der junge Bürger der adeligen Halle, ließ sein Pferd satteln und sprengte von dannen. Kaum hatte er die äußere Zugbrücke

hinter sich, als er seinem Thiere die Sporen in die Seiten stieß, daß es sich hoch aufbäumte vor Schmerz und dann wie rasend hinflog den wohlbekannten Weg.

Seit diesem Abende, wo er das Schloß, ohne Abschied zu nehmen, verlassen hatte, besuchte er es nicht mehr. Eine offenbare Veränderung war mit ihm vorgegangen, das feurige Wesen, welches diesen jungen schmucken Mann ausgezeichnet hatte, schien unter einer eisigen Ruhe erstorben, eine düstere Melancholie beherrschte ihn, und nur dann, wenn im Rathe von der bevorstehenden Gefahr einer abermaligen Belagerung durch die Hussiten die Rede war, lebte er auf, jedes seiner Worte, welches er dann sprach, war ein Wunsch nach Kampf und Tod. Zu Hause aber, wenn er sich allein überlassen war, wiederholte er die Worte des Steinkircher Schloßherrn: „Auch dann nicht!“ und zuweilen folgte diesem Echo, das so fest in seine Seele gebannt war, ein schallendes Gelächter des Zornes nach. Diese ihrem Resultate nach für ihn so alle seine kühnen Hoffnungen auf immer vernichtende Unterredung mit dem Schloßherrn blieb auch für diesen nicht ganz ohne Folgen. Er wurde düster und nachdenkend, und die Aufregung, welche noch kurz vorher der Kampfmuth ihm verliehen hatte, war einem trüben Geiste gewichen.

Es war fast in der zwölften Nachtstunde, als Kain Herrn Bernhard mit einer brennenden Ampel

voranleuchtete in sein Gemach. „Ihr seid so lustig heute gewesen, Vetter," sagte der Narr mit einer Grimasse und jener Vertraulichkeit, welche damals seine Standesgenossen in der Regel gegen ihre Gebieter zu beobachten pflegten, „daß mein Witz auf einer Nadelspitze schwebt und nicht weiß, soll er sich um's Rad drehen und Purzelbäume schlagen, oder soll er schlafen gehen?"

Statt aller Antwort deutete ihm Herr Bernhard zu gehen.

„Schön Dank, Vetter, ich werde mir aus Eurer Gnade eine Nachtmütze machen, daß mich kein Traumspuk plagt," sagte Kain lachend. „Euch wünsche ich eine vergnügte Auferstehung und wenn's Euch möglich ist, einen noch lustigeren Traum." Und so verließ er ihn; der Leibdiener aber trat ein, seinen Herrn zu entkleiden.

Der ungewöhnliche Ernst des Uechtritzer verhinderte jede Zögerung, die sonst durch ein angesponnenes Gespräch bei diesem letzten Geschäft zu entstehen pflegte. Als sich Herr Bernhard allein sah, schritt er durch sein Schlafgemach einige Male auf und ab, dann warf er sich auf einen Stuhl nieder und verhüllte mit beiden Händen sein Gesicht. Leise hinter dem Bette hervor schlüpfte jetzt eine Gestalt, welche sich, da der Boden des Zimmers mit Decken belegt war, ihm im Rücken

unbemerkt nahte. Als er nach einiger Zeit die Hände mit einem tiefen Seufzer wieder sinken ließ, schaute über seine Schulter das Gesicht Drahomira's. Entsetzt fuhr Herr Bernhard auf und starrte dieses bleiche Antlitz an, die Sprache schien ihm bei dessen Anblick genommen zu sein — ein unheimliches Schweigen herrschte zwischen ihm und der Nachtwandlerin, das die Letztere endlich mit den Worten unterbrach: „Kennst Du mich noch, Bernhard von Uechtritz?"

„Drahomira!" rief der Ritter leise und bebend.

„Ja, Drahomira!" antwortete die Genannte, „heute feiere ich meine Auferstehung. In Prag starb ich vor vielen Jahren, heute lebe ich wieder auf, um meine Hochzeit mit Dir zu halten."

Welch' ein Wechsel der Gesinnungen war in dem Schloßherrn vorgegangen! Vor wenig Stunden glühte sein Auge kampfesmuthig und sein Beispiel feuerte selbst den Zaghaftesten seiner Freunde an, gegen die sich nähernden Feinde Blut und Leben einzusetzen, und jetzt erbebte dieser kühne Mann vor diesem Weibe, dessen Augen funkelnd auf ihm ruhten.

„Du schweigst?" fragte die Böhmin mit Hohn, „ei, wie schön Dir diese Sanftmuth steht! Soll ich Dir eine Geschichte von einer Begrabenen erzählen, die den Herzliebsten bis in den Tod verfolgt, die das

Grab ausgespieen hat zur Rache an dem Treulosen? Du liebst ja Mährlein, ich weiß es aus jener Zeit her, wo Du zu meinen Füßen saßest — da war ich noch jung und blühend, und ganz Prag kannte die schöne Drahomira und nannte mich die schlanke Prager Lilie. Erinnerst Du Dich jener Zeit? — 's sind erst vierundzwanzig Jahre verflossen."

Unterdeß hatte der Uechtritzer, der weit gefaßter dem Tode in's Auge geschaut hatte, als diesem Weibe, sich von seinem Entsetzen so weit erholt, daß er die Frage an sie richten konnte: „Was willst Du von mir und wie bist Du hierher gekommen?"

Mit einem Blicke voll tiefer Verachtung antwortete die Böhmin: „Auch zur Verrätherin möchtest Du mich machen, wie Du mich zur Leiche machtest! Was ich von Dir will? Nur das, was mein ist, was ich mit Recht fordern kann, Deine Hand als Dein Weib und mein Kind — nichts mehr."

„Dein Kind?" fragte Uechtritz mit einem Schauer, „ich weiß von keinem Kinde."

„Nicht?" rief das Weib, „Du weißt nichts von meinem und Deinem Kinde? Aber ich weiß darum, ich! Du hast's entwürdigt zu Deinem Narren, zum Fußschemel Deiner Launen — jener Kain, jenes Ungeheuer, das alle Flüche in sich vereint trägt, die ich in jener schrecklichen Zeit meiner Schande ausstieß,

jener Arme, den das Schicksal zum körperlichen Scheusal stempelte, ist mein Sohn, Dein Sohn — o Fluch, tausendfältiger Fluch auf Dich, der Du die Natur verhöhntest und Dein eigen Blut zum Narren erniedrigtest!“

„Du bist wahnsinnig, Weib,“ rief der Ritter empört.

„Schweig’!“ entgegnete hastig Drahomira, „schweig’! läugne nicht — an seinem Halse habe ich das rothe Maal gesehen, das er mit zur Welt brachte — nur eine halbe Stunde war mir das Kind gelassen; aber fest steht das rothe Maal vor meinem Gedächtniß.“

„Ich schwöre bei der heiligen Jungfrau, daß —“

„Schweig’!“ rief das Weib noch heftiger, „Deine Schwüre sind Lüge und Gift, ich kenne sie.“ Eine Pause folgte. „Erinnerst Du Dich an Zapko von Zaan, den schmucken Studenten, der damals um mich, die Bürgerstochter, freiete und Abends vor meinem Fenster zur Zither schöne Lieder sang?“ fuhr Drahomira dann fort und ein wildes Lächeln überschwebte ihr Gesicht. „Damals verachtete ich ihn um Deinetwillen; jetzt aber ist aus dem Studenten ein Feldhauptmann geworden, der bei den Geistern des Abgrundes geschworen hat, Dich zu verderben, wie Du vor Jahren ihn verdorben hast, daß er aus der Prager Stadt flüchtig werden mußte.“

„Er wird an mir seinen Mann finden,“ antwortete der Steinkircher, „doch laß uns ruhig sprechen, Drahomira. Es mag nicht Alles Recht sein, was ich zu jener Zeit gethan habe, jetzt wäre die Reue jedoch fruchtlos, es ist nicht mehr zu ändern; aber ich erbiete mich, Deinen Kummer Dir zu entschädigen.“

„Nun und wie?“ fragte die Böhmin mit anscheinender Ruhe.

„Ich biete Dir eine Summe von **300** Mark feinem Silber, Du hast aber dann keinen Anspruch mehr an mich und schweigst über Alles, was der Vergangenheit angehört. Du siehst, ich bin gütig gegen Dich, Du bist in meiner Gewalt — ein Ruf von mir und Du verlässest dieses Schloß nicht mehr, das Verließ nimmt Dich auf und all' Deine Ansprüche sind auf immer begraben.“

„Wie Du gütig bist, hoher Herr!“ sagte die Böhmin spottend, indem sie aus ihrem Gewande ein zweischneidiges Stilet zog und den glänzenden Stahl im Lichte der Ampel glänzen ließ; „wer Dich kennt, wie ich, ist bei Dir auf Alles gefaßt — Du siehst, ich bin nicht wehrlos gekommen. Rufe Deine Knechte, wenn Du willst, aber sie ergreifen ganz gewiß nur eine Leiche, morgen aber weiß es Dein Weib, daß hier ein Mord vorfiel, und mein Andenken ist mit Flam=

menschrift in Deine Seele gebrannt. Du willst handeln mit mir — nun gut, es sei. Ich will nicht Deine Hand; aber ich verlange eine andere Genugthuung. Erhebe den Narren morgen öffentlich zu Deinem Sohne und ich schwöre Dir zu, Zapko von Zaan soll seinen Schwur vergessen, sich an Dir zu rächen.“

„Nie!“ rief der Ritter mit Abscheu, „nie in meinem Leben, und stünde der Henker mit dem Beile hinter mir.“

„Nie?“ fragte die Böhmin, „nun, so ist mein Geschäft in dieser Nacht geendet — Du hast Dein Urtheil gesprochen. Wenn Du mich, die aus dem Grabe Auferstandene, wieder siehst, siehst Du auch Deinen Henker.“ Mit aufgehobener, zum Stoß bereiter Waffe verließ sie, den Blick drohend auf ihn gerichtet, das Gemach.

Der Ritter wagte nicht, ihr nachzueilen oder sie festnehmen zu lassen; nicht nur hemmte das Entsetzen, welches dieser unerwartete Auftritt ihm eingeflößt, sondern auch die Furcht vor einer Entdeckung, welche durch dies Weib, das auf Alles gefaßt war, im Schlosse selbst geschehen mußte, diesen Entschluß. Aber der Frieden seiner Seele war auf immer dahin, immer stand Drahomira als Rachegespenst vor ihm, und ihre letzten Worte schallten wie ein nicht endendes Echo in seinem Gedächtniß.

Eine Stunde später wandelten im tiefsten Nachtdunkel zwei Gestalten auf dem Walle. Der Himmel hatte kein leuchtendes Auge der Liebe für die in Finsterniß gehüllte Erde, dichte schwarze Wolkenmassen lagen fest an einander gelagert am Horizont und der Sturm heulte hohl und gespenstisch durch das Queißthal hin. „Er verläugnet Dich, Sohn des Fluches!“ sagte eine leise Stimme.

„Und ich wäre ein so schöner Junker, an dem die Ritterschaft sich erfreuen würde!“ antwortete eine andere Stimme; „nun laßt's auch, ich bleibe, was ich bin, ein Narr, es ist mir auch lieber so — Schön Elschen würde mich zu sehr als Bruder lieben.“ Ein halb unterdrücktes Gelächter des Zornes und der Gemeinheit folgte dieser Rede, dann ergriff Kain heftig die Hand des Weibes und sprach mit tiefem Gefühl: „Ein Wurm war ich bis heute, ein Wurm, der sich nur wand, wenn man ihn trat; von heute aber will ich eine Schlange sein, die da sticht und zugleich Gift in die Wunde spritzt. Jetzt weiß ich erst, warum ich lebe — ich habe eine Mutter, die ich rächen will, und einen Vater, den ich hasse. Hast Du keinen Segen für Deinen Sohn, Mutter Drahomira?“ Bei diesen Worten ließ sich Kain auf ein Knie vor ihr nieder, und ihre Hand, die er in der seinen gehalten, legte er auf seinen Kopf.

„Ja, ich segne Dich, Sohn des Fluches!“ sprach das Weib in feierlichem Tone; „wie die Nacht dunkel ist wie ein tiefes Geheimniß, so sei auch Deine Seele finster, daß kein Strahl des Mitleids gegen den unnatürlichen Vater sie durchdringe — die Gespenster der Finsterniß, die der Rache beistehen, mögen Dir und mir zur Seite stehen. Erhebe Dich, Sohn — Du bist gesegnet zu jeder That!“ —

Und mit diesen Worten hob sie Kain empor an ihr Herz, und Beide blieben lange in einer Umarmung, die sich endlich schweigend lös'te. Während diese Beiden langsam, und leise mit einander auf dem Walle auf- und niederschritten und leise Reden wechselten, lag der tiefste Frieden über dem schlummernden Thale — keine Stimme des Lebens ließ sich hören, Alles schien erstorben.

Die Märzblumen, die der linde Hauch eines zeitigen Frühlings hervorgelockt aus dem Schooße der Mutter Erde, und die wie Verkünder der Freude rings umher auf den Fluren ihre zarten Häupter erhoben und sich mit fröhlichen Kinderaugen umschauten in der schönen Sonnenwelt, sollten bald Zeugen der größten Trauer und des bittersten Elends werden; denn die drohende Gefahr, vor der man gezittert, brach mit Gewitterschnelle heran. Die Hussiten unter dem wilden Zapko von

Zaan wälzten sich wie eine verderbenschwangere Woge, die Alles vor sich niederreißt, gegen die Laubaner Stadt. Die Grundherren der umliegenden Güter hatten ihren Eid nicht vergessen, und unter des Uechtritzers Führung und Aufgebot waren sie Alle nach der Stadt gezogen; diese barg nun deren Familien und alle ihre Kleinodien und Kostbarkeiten, die man dem wilden, raubdurstigen Feinde zu entziehen gedachte. Herr Bernhard hatte nicht nur die Seinen in die Stadt geborgen, sondern auch seine Bauern aufgeboten zum Kampfe gegen die Mörderbanden. Aus allen Dörfern umher strömten die Landleute herein, bewaffnet mit den seltsamsten Geräthschaften, die man in der Eile und Noth für hinlängliche Waffen gegen die Böhmen hielt. Da sah man ganze Truppen mit Sensen hereinziehen, als wanderten sie zum Schnitte, Andere wieder mit eisernen Keulen und Dreschflegeln, Viele erschienen mit ungeheuer langen Spießen und Aexten, und so gab es der Waffen gar vielerlei. Das Franziskanerkloster diente in diesen verhängnißvollen Tagen zum Centralpunkte der Belagerten und zugleich zum Aufbewahrungsorte für ihre Habseligkeiten.

Draußen aber lag wie ein breiter Gürtel oder wie ein dämonischer Zauberkreis das Heer der Hussiten; die Mittagssonne des **16.** März sah die Fürchterlichen kommen, und noch an selbem Tage forderten sie die

Stadt, die den Steinkircher zu ihrem Feldhauptmann ernannt hatte, zur Uebergabe auf; jedoch vergebens, und dieser Weigerung zufolge entbrannte auch augenblicklich ein harter, blutiger Kampf, in dem die Laubaner Sieger blieben, obwohl die Hussiten gegen Ende dieses Tages die Mauer des Schlafhauses der Mönche und ein Stück der anstoßenden Klostermauer eingeschossen hatten. Ein fortgesetzter weiterer Sturm würde die Belagerer bald durch diese Breschen als Sieger in die Stadt geführt haben, indeß der Anbruch der Nacht verhinderte sie daran.

Ermüdet vom Marsche und Kampfe lagerten die Hussiten um die Stadt, ihre Wachtfeuer loderten mit gelbrothem Lichte weithin im tiefen Nachtgrau, während die Belagerten alle ihre Kräfte aufboten, um, das günstige Nachtdunkel benützend, die Schäden und zahlreichen Breschen an der Ringmauer auszubessern. Auch hier flammten riesige Brände, um die Finsterniß zu verscheuchen, und an den Ecken und Gassen qualmende Kienfackeln. Während von Stunde zu Stunde sich die Bürger und Bauern bei dem schweren Geschäfte, die niedergeschossenen Mauern auszubessern, so gut sich es in der Eile thun ließ, ablös'ten, wandelte der Uechtritzer, sein Schwert unter dem Arme, überall herum und ermunterte die vom Kampfe Ermattenden, die noch so schwere Arbeit in den wenigen Feierstunden hatten. Bei den Wachtfeuern lagen die Armen hingestreckt und

schlafend, vielleicht vom Traumgotte mit süßen Täuschungen erquickt, die beim ersten Blicke des Erwachens zerrinnen sollten, wie die Nachtwolken beim ersten Tageslichte.

Bei einem der Wachtfeuer blieb der Uechtritzer stehen. Nur ein einziger, aber wachender Kämpfer lag, in einen Mantel gehüllt, dabei, ein Tuch um seine Stirn gewunden, vor sich hinbrütend und nicht den nahenden klirrenden Schritt des Ritters hörend, der ihm zur Seite stehen blieb und ihn schweigend anschaute. Die züngelnde Flamme des Wachtbrandes war dem Verlöschen nahe, nur ein spärlich dunkelrothes Licht beleuchtete noch schwach das Antlitz des mit dem Oberkörper an eine Mauer Lehnenden. Schweigend schürte Herr Bernhard den zu verlöschen drohenden Brand und warf neue Scheite darauf. Das Geräusch ermunterte den vor sich hin Sinnenden.

„Ihr seid es, Herr?“ fragte er, sich erhebend.

„Bleibt sitzen, Herr Zeidler,“ antwortete der Ritter, „Ihr bedürft der Ruhe gar sehr. Ich habe gesehen, wie Ihr der Erste voran bei der Blutarbeit waret und gar wacker darein schlugt auf das freche Gesindel, das die Mauer wie einen widerstandslosen Baum zu erklimmen gedachte; aber Ihr wagt zu kecklich Euer Leben und vergeßt, daß eine weise Schonung Eures Selbst Noth thut, denn unsrer Tapfern sind wenige und ich habe

Kummer, daß so manches Herz schon an diesem verflossenen Nachmittage muthlos geworden ist, dem Feinde gegenüber, darum erhaltet Euch und schont Euer Leben, wo es nicht die höchste Gefahr erheischt, voranzutreten mit edlem Muthe.“

Ein seltsames Lächeln überschwebte das blasse Antlitz des Waldherrn. „Ihr seid sehr gnädig, Herr,“ sagte er, „Ihr vergeßt jedoch, daß mein Leben wenig Werth hat, denn ich bin nur ein Bürgerlicher; etwas Anderes wär's, flösse adeliges Blut in meinen Adern.“

Eine Pause folgte zwischen Beiden, dann aber schien der Ritter plötzlich von einem wunderbaren Gefühle tiefer Reue ergriffen und schloß den Waldherrn mit stürmischer Heftigkeit an seine Brust.

„Was thut Ihr, Herr?“ fragte der junge Bürger erstaunt und überrascht.

Herr Bernhard schien die Sprache verloren zu haben; den Blick zur Erde gesenkt, als sei er schuldbewußt vor dem jungen Bürger, stand er eine lange Weile, während dieser ihn mit immer steigender Verwunderung betrachtete. „Ulrich,“ sagte er endlich mit tiefer Stimme, „in meiner Seele ist's bange geworden um den Ausgang des Kampfes, es ist mir nicht entgangen, wie so Viele schwach und feig sind und lieber sich einem wüthenden Feinde wehrlos und schmachvoll zu Füßen werfen, denn als Männer gegen ihn zu

stehen. Eine innere Stimme sagt mir, daß es mein letzter Strauß ist, den ich durchkämpfe in diesem Leben. Aber ich will als Mann sterben, werth meines Namens. Ich habe Dich gekränkt, Ulrich; aber ich mußte.“

„Ihr mußtet, Herr?“ fragte der Waldherr staunend.

„Frage nicht nach der Ursache,“ antwortete der Ritter finster, „es giebt Geheimnisse, vor denen auch das Dunkel der Nacht noch zu licht ist. — Frage nicht darnach. Aber daß ich Dich liebe und Dir vertraue, sollst Du sehen. Dir übergebe ich den Schutz meiner Familie; es sind viele ritterliche Herren hier; aber Dir allein gebühret dieser Schutz — Dir, Ulrich!“

„Wie?“ rief der Waldherr, seine Hand ergreifend.

„Frage nicht, warum?“ wiederholte der Uechtritzer mit fast bebender Stimme, „ich weiß, Du schützest die, die mir lieb sind.“

„Elsbeth!“ rief der junge Bürger fast laut in die Nacht hinein.

„Ja, Elsbeth!“ sagte der Ritter; „wenn meine böse Ahnung von unserm Untergange eine Wahrheit wird, dann will ich ruhig dem Tode entgegensehen — Du bist der Schützer der Meinen.“ — Der Ritter umarmte ihn und hielt ihn lange an seine Brust gedrückt. Dann sagte er: „Gehe jetzt in die Klosterkirche, der Guardian und seine Mönche halten Gebete, die Frauen und Jungfrauen flehen zu Gott um Beistand — auch

die Meinen findest Du dort. Bring' ihnen einen Gruß von mir und sprich den Zagenden Muth ein, daß sie nicht durch zu große Angst die Herzen der Männer schwächen."

So schieden der Ritter und der Waldherr, und der Letztere wandelte nach der Klosterkirche hin. „Was ist das für ein Geheimniß, das der Ritter vor mir verbirgt?" fragte er sich unterwegs, „und wie deute ich das wunderbare Vertrauen, mit dem er mich ehrt? Ich glaubte ihn hochmüthig, und er schloß mich in seine Arme!" Mit diesen Gedanken, welche natürlich unbeantwortet blieben, denn wer hätte den Schleier eines Geheimnisses lüften können, vor dem, nach dem Ausdrucke Herrn Bernhards, das Nachtdunkel noch zu licht sei, gelangte der Waldherr an das Portal der Klosterkirche. Die Thür war offen, vom Hochaltar strömte ihm Lichtglanz entgegen.

Welch' einen Anblick bot das Gotteshaus! Hier lagen auf den Knieen die Frauen und Jungfrauen, die Greise und Kinder der Stadt, und die ehrwürdigen Brüder beteten abwechselnd am Altare. Mit einem Schauer trat der Waldherr ein, leise schritt er an der Wand hin und gelangte bis in die Nähe des Hochaltars, auf dessen Stufen Frau von Uechtritz mit ihren Töchtern und mehreren Adelsfrauen der Umgegend im Gebet lagen.

Als Elsbeth sich zufällig aufrichtete, erblickte sie Ulrich an einen Pfeiler gelehnt; sie erhob sich und trat zu ihm. „Ist es von ungefähr, daß Ihr hierher kommt?“ fragte sie leise.

„Nein,“ antwortete der Waldherr eben so leise, „Euer Vater sendet mich.“

„Nicht Euer Herz führt Euch her?“ fragte Elsbeth noch leiser.

Der junge Bürger ergriff ihre Hand, sie fühlte, wie die seine zitterte. „Elsbeth,“ bat er flüsternd, „ich muß mein Herz schweigen heißen, reißet nicht die tiefe Wunde noch weiter auf — denket, ich war ein Thor, der da vergaß, welche eherne Schranke, welche tiefe Kluft uns trennte. Aber bedürft Ihr einen Schützer, dann zählet auf mich, es ist das Einzige, was meiner Liebe bleibt; Euer Vater hat mir dies schöne Amt übertragen, und ich wollte — ich stürbe in demselben.“

Elsbeth schwieg, und der Waldherr fühlte, wie ein heißer Tropfen aus ihren schönen Augen niederfiel auf seine Hand.

„Ihr weint, Elsbeth?“ fragte er. „Auch diese Thräne ist ein Glück, ein schmerzliches; aber doch ein Glück!“

Kein Wort wurde zwischen Beiden weiter gewechselt. Ein wehmüthiges und doch schönes, wohl-

thuendes Gefühl belebte des Waldherrn Brust, als er gegen Anbruch des Morgens die Kirche verließ.

Zur selben Zeit, das Nachtgrau lichtete sich kaum, hockten vier Personen um ein loderndes Feuer am Pförtchen des Klosters, das einen freien Ausgang außerhalb der Stadtmauer bot, jetzt aber wohlverwahrt durch eingemauerte Steine und starke Eisengitter war. Diese vier Personen gehörten zu den Dienern des Uechtritzer; Kain führte das Wort. Der Flammenschein beleuchtete seine unförmliche Gestalt, und sein rothes Haar funkelte im Reflex des Glühlichtes. — „Seid Ihr Narren," sagte er hämisch lachend, „und könnt keinen Unterschied finden zwischen einem Thiere, das geschlachtet wird, und einem Schlächter. Ei, so fahrt zum Teufel, Ihr albernen Strolche, wenn Euch Euer Fell nicht lieber ist, und hussitische Münze in Eurem Beutel ein Loch zu brennen droht!"

„Mißgeburt!" antwortete Witzkau Partkan, einer von den Vieren, „hältst Du uns für so dumm, daß wir nicht Honig von Sauerampfer unterscheiden können und blanke Gulden von blanken Hieben und Keulenschlägen?"

„Hm," warf Kain den Kopf höhnisch auf, „so habt Ihr also ein enges Gewissen, in das kein gescheidter Gedanke hinunter kann?"

„Nun, mein Gewissen ist nicht gar zu eng und

kann's auch nicht sein, denn ich habe in früherer Zeit das lange Nachdenken nie geliebt," entgegnete der Dritte lachend; „aber ich wüßte nicht, wie wir hier aus dem verdammten Loche herauskommen könnten, ohne von unsern Freunden bei den Köpfen genommen zu werden? In diesem Falle bliebe sich's gleich, ob wir den Hussiten in die Hände fallen oder nicht."

„Gewiß," stimmte Kain bei, „der Unterschied wäre geringer als zwischen einer aufrechtstehenden und einer umgekehrten Flasche; aber ich hätte nicht das Maul aufgerissen, wenn ich nicht vorher wüßte, wie? und was? Paßt auf! Die Kloake hier neben dem Pförtchen ist nicht umsonst, ein unschuldiger Strick mit einigen Knoten, und man befindet sich schnell im Freien, oder man kann auch herein, ohne von Jemand gesehen zu werden — ist Euch das klar?"

„Teufels Fußzehe!" rief der Vierte, „Kain hat Recht."

„Ja, er hat Recht!" stimmten die andern Beiden bei, „daran dachten wir nicht."

Ein unheimliches böses Lächeln flog über Kains Gesicht. „Die Mißgeburt ist klüger, als Ihr," sagte er, „aber nicht heute wollen wir das Eisen schmieden, weil es morgen besser glüht."

„Wie meinst Du das?" fragte Witzkau Partkan.

„Sehr einfach," entgegnete der Rothkopf, die großen weißen Zähne fletschend, „noch müssen sich die Feinde die Köpfe an den Mauern zerstoßen, daß ihnen der Muth fällt, dann wird der Verrath noch theurer bezahlt."

Dieser wohlüberlegte Rath fand bei den Dreien einen sehr beifälligen Anklang. — Kaum graute der Morgen, als man auch die ekelhafte Passage in's Freie vorsichtig untersuchte und sie, wie Kain es vorhergesagt hatte, ganz geeignet fand zum Verrath. —

Kaum glühte die Morgensonne herauf im Osten, als sich's regte unter den Hussiten draußen vor der Stadt, die Trommeln wirbelten und die Feldzeichen wehten — die Frühnebel wichen allmählig und die tollen Feindeshaufen stürmten heran mit wüthendem Geschrei gleich Raubthieren. In der Stadt aber rief auch der Trommelklang alle waffenfähigen Männer zum Kampfe auf die Stadtmauer, und die Kirchenglocken sandten ihren Ruf zum Gebet um Beistand für die, so ihr Blut und Leben einsetzten gegen den Feind, dessen Grausamkeit nicht das Kind im Mutterleibe schonte.

Blut um Blut galt es an diesem schönen Märzmorgen. Zapko von Zaan führte seine Horden unter dem wüthendsten Gebrüll zum Sturme, aber sie fanden

einen heftigen Widerstand und der Tod hielt eine reiche Ernte unter ihnen. Aber nicht minder blutig war auch das Loos der Vertheidiger Laubans, und nur dem ritterlichen Muthe des Uechtritzers glückte es, die Kämpfer anzufeuern zu übermäßiger Anstrengung. Sein Beispiel wirkte, es schien, als bedrückte die Zaghaften eine Scham, feiges Wanken zu zeigen, wo die Noth die letzte Kraft forderte und der Sieg nur dann möglich war, wenn treu vereint ein Muth, eine Ausdauer Alle beseelte. Jeder neue Sturm wurde zurückgeschlagen, und der Feind, der bisher übermüthig auftrat, schien nachzulassen in seiner Siegessicherheit, die Pausen zwischen den einzelnen Angriffen wurden länger ausgedehnt, als bedürften die wüthenden Kelchbrüder der Erholung.

Aber je schwächer die Stürme scheinbar wurden, desto deutlicher zeigte sich auch unter den Vertheidigern eine Abnahme der Kräfte. Blut war reichlich geflossen und der Tod hatte eine reiche Ernte gehalten, die verstümmelten Körper der Mitbürger schienen die Kämpfer zu schrecken und allmählig den Zweifel an einem vom Glück gekrönten Widerstande in ihre Herzen zu bringen. Indeß, das Beispiel der ritterlichen Herren, die mit dem Uechtritzer hereingezogen waren in die Stadt, hielt den sinkenden Muth noch so weit aufrecht, daß der Feind keine Abnahme in der Kraft fühlte, an wel-

cher seine Angriffe abprallten. An der Brüstung eines Mauerstücks lehnte Herr Bernhard und schaute hinab auf den Feind, der sich wieder zum neuen Sturme rüstete. Ein rother Federbusch überragte alle hussitischen Streiter — das war Zapko von Zaans herkulische Gestalt, welche, das erkannte der Uechtritzer deutlich, die Reihen durchritt und seine Stürmer anfeuerte. Ein Schauer schien Herrn Bernhard zu durchfrösteln; eine Erinnerung aus lang verflossener Zeit, die jetzt plötzlich mit den frischesten, lebendigsten Farben vor seine Seele trat, als durchlebe er eben jetzt wieder, was fast schon der Vergessenheit anheimgefallen war, bewegte ihn. Indem er Zapko von Zaan auf einem nachtschwarzen Rappen dahinfliegen sah mit dem rothen wehenden Federschmucke, als schössen Flammen aus seinem Haupte, schien auch ihm der Muth zu weichen.

„Sollte ihn das Schicksal zum Rächer meines Unrechts herbeigeführt haben?“ fragte er sich. „Wäre es möglich, daß ich in seine Hand fallen könnte?“ Fieber schien bei dieser Frage, die der Ritter unbewußt halblaut an sich gerichtet hatte, seine Gestalt zu durchfrösteln, er ließ unter der unangenehmen Empfindung, die ihn bewältigte, die Arme wie entkräftet zu beiden Seiten sinken.

„Es ist gewiß, Du verfällst seiner Hand!“ antwortete eine Stimme neben ihm.

Der Ritter wendete sich zusammenschreckend um, er glaubte diese Frage wortlos an sich gerichtet zu haben, und die ihm so unerwartet gewordene Antwort überraschte ihn deßhalb um so mehr, als es übernatürlich schien, auf einen bloßen Gedanken eine Erwiderung zu empfangen. Drahomira stand dicht an seiner Seite. Eine Pause waltete zwischen Beiden. Des Weibes Blick wurzelte fest und durchdringend auf seinem Antlitz, sie schien den Schreck, der sich auf demselben malte, festhalten zu wollen. Das feurige dämonische Auge der Böhmin glich dem vergifteten Pfeile, der sich tief und tödtlich verwundend in die Brust desjenigen bohrt, den er trifft.

„Wie schön ist's hier oben!“ begann Drahomira nach einer langen Pause, „fast so schön, als wie zu Prag auf dem Laurenziberge, wo wir so oft standen und hinabschauten über die thürmereiche Stadt und über den Moldaustrom, auf dem die Sonne ihre Goldfunken einwebte. Damals, ja, damals war es schön ... ich habe oft an jene Zeit gedacht!“ Diesen letzten Satz der Rede sprach das Weib mit so tiefem Gefühl, daß der Uechtritzer, tief im Innersten von dem schmerzlichen Tone getroffen, den Blick niedersenkte.

Nach einer Pause hob die Böhmin wieder an: „Damals umfloß mich die Glorie des Jugendreizes, mein schönes braunes Haar war üppig, ich konnte mich

einhüllen in diesen natürlichen Schleier, der von meinem Haupte floß — es war eine glückliche Zeit ... Du sagtest mir oft, ich sei ein Meisterstück der Schöpfung, ich sähe der Madonna ähnlich, wie die Maler sie auf die Leinwand hauchen, voll Liebreiz und Schönheit ... das machte mich stolz ... ach ja, eine jede Andere wäre auch stolz geworden! das sagtest Du mir damals, und heute — sagst Du nichts!"

„Wie kommst Du hierher?" fragte der Uechtritzer nach einer Pause.

„Weißt Du nicht, daß die Rache unsichtbar ist?" fragte die Böhmin zurück mit einem Ausdrucke des Triumphes, und nach einer kurzen Weile des Schweigens fuhr sie fort: „Ich habe Dich so sehr geliebt, wie ein Weib nur einen Mann zu lieben vermag, ich hatte Dir Alles geopfert, was ein Weib dem Geliebten nur öpfern kann — ich hatte kein Eigenthum mehr, der Gedanke in meiner Seele, jeder Schlag meines Herzens, Alles gehörte Dir, und was war mein Lohn?" Sie ließ eine Pause eintreten und sagte dann kaum hörbar: „Verrath! Ja, Du verrietheſt das Weib, das Dich zum Gott und Herrscher ihres Herzens gemacht hatte. Und jetzt hasse ich Dich mit allen Kräften meines Herzens, wie ich Dich geliebt habe mit allen Kräften meines Herzens. Und weil ich Dich so sehr hasse, kam ich her, Dir zu prophezeihen. Ja, ich prophezeihe Dir Schande

und Tod! Hörst Du es? Ehe noch dieser Tag schlafen geht, wie seine Brüder, weht der rothe Federschmuck da unten“ — sie deutete auf die Feinde vor den Mauern — „in der Stadt. Das prophezeihe ich Dir! Zapko von Zaan, den ich verschmähte um Deinetwillen, den ich verhöhnte und von mir stieß, weil ich mich glücklich wähnte in Deinen Armen und es nicht für möglich hielt, daß Du meineidig werden und alle Deine im Angesichte des Himmels gethanen Schwüre vergessen könntest, den Du bis zur Flucht aus der Prager Stadt triebst — Zapko von Zaan ist mein Rächer und Du fällst in seine Hand, Du stirbst von seiner Hand und Dein Blut soll die Zahlung für alle die Thränen sein, die ich im Grabe vergossen habe Deines Treubruchs wegen, der Missethat willen, die Du an mir begangen.“

„So lange diese Mauern halten,“ antwortete der Ritter, „wird Zapko von Zaans rother Federbusch nicht in der Stadt wehen — hier kämpfen Männer um ihr Alles, die da unten sind Räuber und Mörder.“

„Rechnest Du den Verrath für nichts?“ fragte die Böhmin mit einem Blicke voll böser Freude.

„Verrath!“ rief der Ritter laut, „sprichst Du von Verrath? Nun, so fasse ich ihn gleich mit eigener Hand und mache ihn unmöglich!“ Bei diesen Worten griff der Uechtritzer rasch nach ihr und erfaßte den Aermel ihres Gewandes; aber mit einer Riesenkraft

entriß sich die Böhmin seiner Hand, in der er nichts als einen Fetzen des Aermels behielt, flüchtig wie ein vom Jäger verfolgtes Wild entwich sie, und aus der Ferne noch rief sie ihm zu: „Denk' an meine Prophezeihung!“ — Sie verschwand.

Der Uechtritzer fühlte ein Grauen in seinem Herzen, als stiege die unheilvolle Prophezeihung, welche ihm aus diesem Munde verkündet worden war, als eine erfüllte Wahrheit, als ein Gespenst des Grabes vor ihm auf. Schon das Hiersein Drahomira's bewies die Existenz eines Verraths — wie war sie in die Stadt, deren Zugänge alle von Bewaffneten geschirmt waren, hereingekommen? Und ihre Worte, die Gewißheit, mit der sie ihm den Verrath verkündete, war der sichere Bürge, daß es Treulose gab, welche ihr Heil in einem schändlichen Verrathe suchten, unbekümmert um das Schicksal Derer, welche sie der grausamen Rache der Feinde opferten. Mit einem Blicke hinunter auf die Letzteren, die, wenn auch zum Sturme bereit und in Haufen abgetheilt, doch noch unthätig waren, verließ der Ritter die Mauer, um alle Posten zu untersuchen. Er fühlte die eiserne Nothwendigkeit, das Schreckbild des Verraths tief in seiner Brust zu verbergen, die leiseste ausgesprochene Befürchtung einer solchen Wahrscheinlichkeit nur würde das Vertrauen und den Muth der Bürger plötzlich herabgestimmt und sie mit Furcht und Angst,

daß alle ihre Anstrengung, ihre Ausdauer vergeblich sein werde, geschlagen haben. Hatte Herr Bernhard doch schon Spuren von wankendem Muthe unter den Vertheidigern bemerkt, die Bürgerhauptleute schienen von einer traurigen Ahnung nutzlosen Widerstandes befangen zu sein, nur das Beispiel der ritterlichen Herren, die sich hinter den Mauern der Stadt für sicherer hielten und mithin verbunden mit der Bürgerschaft auch deren Anstrengungen theilten, hielt die schwankende Hoffnung eines glücklichen Ausganges aufrecht in den Herzen der Zaghaften, denen die Gräuel und Schrecken der vor vier Jahren stattgefundenen Belagerung Laubans vor dem Geiste schwebten und welche in einer allem Widerstande fernen Unterwerfung die einzige Rettung ihrer Habe und ihres Lebens — in solchen Zeiten der Noth ist die Selbstsucht die mächtigste Triebfeder, da die Furcht alle andern Motive in den Hintergrund drängt oder auch gänzlich vergessen macht — zu erblicken glaubten. So mit dem düstersten Kummer im Herzen eilte der Ritter nach allen den Posten, wo ein Eingang zu vertheidigen war.

„Wo ist Kain?“ fragte er, als er an das zugemauerte Pförtchen kam, zu dem er seine vier Diener hinbeordert hatte.

„Dort kommt er, edler Herr,“ antwortete Witzkau Partkan, indem er nach dem Genannten hin-

deutete, der mit einem Bunde riesiger Holzscheite im Rücken des Ritters sich nahte; „er bringt Holz herbei, damit wir besser in der kommenden Nacht versorgt sind, als es in dieser der Fall war, wo uns der Brennstoff ausging.“

„Die Hussiten werden heute das Letzte wagen,“ redete Herr Bernhard, — „und morgen, in der Ueberzeugung, daß sie sich die Schädel eher zerstoßen, als einen Schritt breit Raum hier gewinnen, mit Schaden abziehen müssen.“

„Es ist unmöglich, edler Herr, daß sie hier einen Eingang finden können,“ entgegnete der Vorige; „hier genügt ein Mann, um das Loch in der Mauer zu vertheidigen. Wer will herauf, ohne einen Schlag auf den Schädel zu empfangen, der ihn todt oder bewußtlos hinunterstürzt in die Kloake?“

Kain hatte das Holz, welches er auf den Schultern herbeigeschleppt, abgeworfen. „Vetter,“ sagte er, zum Uechtritzer tretend, „ich hätte Dir was zu sagen, wenn ich im Voraus wüßte, daß es Dir den Magen nicht verdirbt — zur frühen Morgenstunde schmeckt ein bitterer Trank schlecht und macht flau.“

„Narr!“ antwortete der Ritter, ein Lächeln erzwingend, „die Tollheit ist Deine Amme gewesen und Du wirst ein Narr bleiben, so lange Du lebst.“

„Sage, Vetter, so lange ich Dein Narr bleibe,

und Du hast den Hasen getroffen,“ lachte Kain höhnisch, und die Grimasse, die er gleich hinterdrein schnitt, war so die Lachmuskeln reizend, daß die übrigen Diener die Gegenwart des Herrn vergaßen und sich ganz dem Eindrucke dieses verzerrten Gesichtes hingaben.

„Nun, welch' ein Geheimniß hast Du mir zu verkündigen?“ fragte der Ritter, die Unschicklichkeit, deren sich die Diener in seiner Anwesenheit schuldig gemacht hatten, übersehend.

„Komm, Vetter, auf diese Seite, oder komm dorthin, meine Mähr taugt nur für kurze Ohren, und diese Strolche haben lange.“ Mit diesen Worten führte Kain den Ritter abseits und flüsterte ihm dann zu:

„Ein langes, hageres Weib spukt in der Stadt herum und verkündet Unglück, ich habe dies Weib schon einige Male gesehen draußen um unser Steinkirchner Schloß schleichen, und als ich ihr einmal meinen Segen geben wollte mit der Hundepeitsche, prophezeihte sie mir, ich würde ein großer Herr werden, oder auch, ich käme an den Galgen, der auch eine Standeserhöhung ist und Jeden ohne Unterschied befriedigt, daß er keine Widerrede mehr wagt. Sieh', Vetter, das Weib war ganz außer sich, als es das Fünffingerzeichen an meinem Halse, was Andere für ein Muttermaal halten, gewahrte, hat mich gedrückt und geküßt, daß mir Angst um meine Unschuld wurde.“

„Was soll diese einfältige Kurzweil?“ fragte der Uechtritzer, sich zornig stellend, obwohl die Erinnerung an die Prophetin auf's Neue das unheimliche Gefühl, welches die heutige unerwartete Begegnung mit ihr bei ihm hervorgerufen hatte, verstärkt anregte.

„Kurzweil?“ entgegnete Kain mit einem Gesichtsausdrucke, in dem sich die höchste Verwunderung aussprach, „ei, Vetter, das Weib ist verrückt — nicht anders. Ich, ein großer Herr! — ist's nicht so lächerlich, daß man sich von unten herauf selber verschlingen möchte? Aber sieh', guter Vetter, die Verrückte ist ein böses Stück, habe vorhin, wie ich nach dem Holze ging, es stehen sehen unter den Bürgersleuten, und hab's mit diesen meinen Ohren gehört, wie's erzählte von häßlichen Anzeichen, daß gestern im Zwielichte eine Menge Krähen mit schrecklichem Gekrächze auf die Dächer sich gesetzt, und daß um diese Mitternacht ein feuriger Ritter hoch in den Wolken geritten sei, gerade über der Stadt hin, und lauter Funken von ihm heruntergestiebt wären, was Unglück bedeute — und mehr solch' tolles Zeug. Die Bürgersleute kratzten sich hinter den Ohren und machten lange Gesichter; ich sage Dir, guter Vetter, die Verrückte ist ein böses Stück!“

Der Ritter antwortete nicht, er erzwang ein künstliches Lächeln. Nach einer Weile fragte er: „Hast Du den Waldherrn gesehen, Kain?“

„Gewiß, das schmucke Herrlein hofirt um Fräulein Elsbeth und tröstet es darüber, daß die Hussitenkugeln kein Manna sind, wie's dem Judenvolke dereinst vom Himmel 'runter auf die Nase fiel."

„Schweig' mit Deinen Narrenspossen!" befahl Herr Bernhard, „geh', rufe mir den Waldherrn."

„Wohin, Vetter?"

„Auf den Brüderthorthurm!"

Der Uechtritzer befahl nochmals seinen Dienstleuten die strengste Wacht und schritt dann weiter, während Kain ebenfalls das Pförtlein verließ.

Kaum war der Ritter, nachdem er die strengste Untersuchung aller Orten, wo er möglicher Weise einen Angriff vermuthen konnte, gehalten hatte, zum Brüderthor gelangt, als auch schon der Lärm der Trommeln und das Krachen der Stücke ihm verkündigte, daß der Feind einen Sturm begonnen habe. Rasch eilte Herr Bernhard die Thurmstiege hinauf, um den Schauplatz übersehen, anordnen und leiten zu können. Was sich eben seinem Auge bot, war nicht tröstlich; indeß Herr Bernhard hielt seine eigenen Mienen unter strenger Beherrschung, weil er wußte, daß Aller Augen sich auf ihn richteten und nur von ihm Rath und Hilfe suchten. Vor die ausgebesserte Mauer hatten die Hussiten zwei Geschütze aufgefahren und eines vor das Thor. Mit dieser Macht, welcher kein Arm zu widerstehen

vermochte, wäre er auch noch so tapfer gewesen, brachte der Feind Schrecken und Verwirrung unter die Vertheidiger. Indem der Ritter auf den Kampf schaute und mit Schrecken bemerkte, wie ein Stück der Mauer nach dem andern sich ablös'te und mit Krachen zusammenstürzte, kam auch schon ein Bote, von den Bürgerhauptleuten gesendet, welche die Vertheidigung des Klosters über sich hatten, und meldete, daß die Herren sich entschlossen hätten, um nicht die Wuth des Feindes auf's Höchste zu reizen und dann keine Gnade von ihm erwarten zu dürfen, zu capituliren.

„Bei Räubern und Mördern gilt keine ehrliche Capitulation," entgegnete der Uechtritzer zornig, da er den Kleinmuth verachtete, der nur um sein Leben zagte, — „sage Deinen Herren, daß sie feindlicher gegen die Stadt handeln, als die Bluthunde vor derselben. Sie sollen aushalten bis zum letzten Mann und nur erst dann, wenn die Unmöglichkeit, sich zu halten, da ist, mag man an Uebergabe denken." — Während Herr Bernhard dem Boten diesen Bescheid ertheilte, war der Waldherr, von Kain begleitet, auf der Galerie des Thurmes angelangt und hatte diese Rede des Ritters gehört — auch Kains Ohr hatte sie erreicht, der in seinem tückischen Herzen jubelte über den bevorstehenden Untergang der Stadt, mit der auch sein Herr fallen mußte.

„Mit Euch habe ich zu sprechen," sagte Herr Bernhard, den Waldherrn zur Seite führend. — Kain, der sich nicht bemerkt sah, schlüpfte hinter einen Mauervorsprung und zog seine unförmliche Gestalt gleichsam in einen Knäuel zusammen, um in seinem Versteck Platz zu haben; weder der Ritter noch der Waldherr konnten ihn so gewahren. Es herrschte zwischen Beiden eine Pause, dann hob der Erstere an: „Mein junger Freund, ich betrachte diese Stunde als die letzte, in der wir uns sehen, denn eine trübe Ahnung sagt mir, daß ich am Marksteine meiner Tage stehe."

„Das wolle Gott nicht!" rief der junge Bürger erschrocken, „ich hätte nie geglaubt, edler Herr, Euch so sprechen zu hören."

„Die Feigheit und Unentschlossenheit Derer, welche für ihre heile Haut zittern, untergräbt den Boden, auf dem ich stehe und von dem ich nicht weichen werde bis zum letzten Hauche meines Lebens. Um das zu können, muß aber das Herz ruhig sein und keine Sorge darin herrschen." Eine kurze Pause folgte. „Euch, Ulrich, übergab ich mein Testament, Euch kenne ich, Ihr seid treu und werdet eher das Leben lassen, als das Wort brechen, das Ihr gegeben."

„So wahr mir Gott helfe, Herr, was es auch sei, sprecht es aus, Ihr habt an mir den rechten Mann gefunden!" rief der junge Bürger.

„Ich wußte es,“ war die Antwort des Ritters; „nun denn, so übertrag' ich Euch die Rettung meines Weibes, meiner Tochter, daß sie nicht in die Gewalt des verruchten Gesindels fallen, das im Taumel der Wuth jede Tugend und Zucht mit Füßen tritt.“ — Und nun sprachen der Ritter und der junge Waldherr, unbewußt des Lauschers in ihrer Nähe, über die Art und Weise, die Frauen aus der Stadt und in Sicherheit zu bringen. „Zur Nachtzeit erst,“ sprach der Uechtritzer, „öffnet die kleine Pforte, die ich Euch angedeutet, und entführt die schuldlosen Frauen dem sicheren Verderben, welches uns droht, geleitet sie nach Görlitz unter Eurem Schutze. Weiß ich sie geborgen, dann sterbe ich ruhig hier in der Vertheidigung der Stadt!“

„Um Gott, wie sprecht Ihr düster, edler Herr!“ rief der Waldherr.

„Ich spreche von der Gewißheit, der ich entgegensehe und auf welche ich vorbereitet bin,“ antwortete der Ritter. „Der Verrath schleicht in der Stadt herum und stiehlt sich in die Herzen der Bürger, und waret Ihr denn nicht persönlich Zeuge, wie sie verzagt und muthlos herüber sendeten vom Kloster und von Capitulation redeten? Die Einigkeit und der starke Wille fehlt, Furcht und Selbstsucht haben den früheren festen Entschluß, sich bis zum letzten Blutstropfen zu verthei-

digen, untergraben, der Boden wankt und mit ihm will ich zusammenstürzen als Ritter und Mann."

„Segnet mich, Herr, segnet mich!" rief der Waldherr, von Ehrfurcht für den Helden beseelt, der, den Tod vor Augen, nicht wankte, und untergehen wollte in Kampf und Sturm.

Das Geräusch, welches in Kains lauschendes Ohr drang, zeigte an, daß der junge Bürger vor dem Ritter niedersank; Kain wagte es, einen Blick aus seinem Versteck hervorzuwerfen. Abgewendet von ihm stand der Uechtritzer vor dem knieenden Waldherrn. „Ich betrachte mich als einen Sterbenden," sprach der Erstere mit feierlicher Stimme, „und des Sterbenden Segen wird von dem Schutzengel des Menschen zum Throne der Gnade getragen. So segne ich Dich mit der Liebe eines Vaters — sei gesegnet, Sohn, sei gesegnet für alle Zeit! Friede sei in Dir, Friede und Kraft!"

Eine Pause folgte.

Kain sah, wie der Ritter sich niedergebeugt hatte und den knieenden Waldherrn umarmte.

Lange Zeit blieb er in dieser Stellung, dann hob er den jungen Bürger auf, schloß ihn von Neuem an's Herz, und nun wandelten Beide, schweigend und erschüttert von der Gewalt und dem mächtigen Eindrucke des verwichenen feierlichen Moments, Hand in Hand die Galerie entlang, wo sie bald dem nachspähenden

Blicke Kains entschwanden, der, mit dem Lächeln tückischer Bosheit in dem widerwärtigen Gesichte, hinter dem Mauervorsprunge hervortrat und, sich fröhlich die Hände reibend, zu sich sagte: „Ja, der Verrath ist überall — ein Gespenst, das sich schwer fassen läßt. Euer Gespenst, Ihr Herren, heißt Kain! Kain der Unförmliche, Kain der Narr und Fußschemel der Launen seines gnädigen Gebieters, Kain, die Mißgeburt, die der Teufel zum Spott der Menschen in die Welt geschleudert — diese Mißgeburt ist Euer Fluch!"

In sich hineinkriechend verließ der Unhold die Galerie des Thurmes, zu dessen Höhe hinauf das wilde Geschrei der das Kloster Stürmenden und der Donner des Geschützes drang.

In Zapko von Zaans, des wilden Hussitenführers, Reihen raffte der Tod eine Menge der kühnsten Stürmer dahin; mit der letzten Kraft der Verzweiflung stemmten sich die Bürger gegen die kecken Feinde, die über die von den Kugeln niedergeschmetterten Mauern kletterten, um sich des Klosters zu bemächtigen. Hier stand Mann gegen Mann, und Schwert und Keule wüthete von beiden Seiten mit entsetzlicher Gewalt. Und die Verzweifelnden, hinsinkend über die Körper der schon vom Feinde erschlagenen Brüder, boten noch im

Tode die letzte Kraft auf, um die entmenschten Würger zurückzuhalten in ihrem Vordringen.

Mehrere solcher furchtbarer Stürme waren schon abgeschlagen und der Hussiten blutdürstiger Haufe kehrte zurückgeschlagen und seine Reihen vom Tode gelichtet zurück in wilder Unordnung zu Zapko von Zaan, der in stiller Wuth sich die Lippen blutig biß und sie mit bloßem Schwerte zurücktrieb nach den Mauern, wo die entseelten Körper der Ihrigen bereits einen Wall aufgehäuft hatten, über den sie auf's Neue hinaufkletterten, um selbst zu den Erschlagenen herabgeschmettert zu werden.

„Verflucht sei das Gesindel!“ murrte Zapko, seinem Rosse vor Zorn die scharfen Sporenräder in die Weichen stoßend, daß das edle Thier im rasenden Schmerze aufbäumte und weite Sätze machte; aber es vermochte nicht seinen Zwingherrn abzuschütteln, dessen herkulische Schenkelkraft gleich einer unverwüstlichen Eisenklammer fest die Seiten des Rosses zusammenpreßte und es so in einer furchtbaren Fessel hielt, die, verstärkt durch die des Zaumes und des Sporns, den Reiter zu einem Centauren zu machen schien, welcher, halb Mensch, halb Thier, untrennbar in seiner Doppelnatur ist. „Und wenn der letzte Mann fällt, ich weiche nicht eher von der Stadt zurück!“ schwur Zapko, „hier

will ich Rache üben, hier muß ich es, oder untergehen mit Schimpf und Schande!“

In diesem Augenblicke tauchten neben ihm zwei Gestalten empor, die Drahomira's und Kains, der, in ein langes kuttenähnliches Gewand gehüllt und einen großkrempigen Filzhut auf dem rothen Kopfe, einem ausgestopften Ungeheuer ähnlich sah.

„Welch' ein Scheusal bringst Du hierher?“ rief Zapko dem Weibe entgegen, „ist jetzt Zeit zur Faschingslust, oder bist Du toll?“

„Es ist mein Sohn, das Kind des Fluches, der Untreue und des Verrathes!“ entgegnete die Böhmin, „das Schicksal hat damals meine Verwünschungen gehört und die Frucht meines Leibes ausgezeichnet durch diese schöne Häßlichkeit.“

„Wahrhaftig, Dein Kind ist ausgezeichnet!“ rief Zapko, „es dürfte einem andern Weibe schwer werden, eine ähnliche Mißgeburt zur Welt zu bringen.“

„Und doch bin ich stolz auf diesen Sohn, er ist keine Knechtsseele und trägt einen Haß in sich, der dem meinen gleich ist an Muth und Kraft,“ antwortete Drahomira mit einem Ausdrucke von leidenschaftlichem Stolze.

„Nun, bei Hussens Asche!“ rief Zapko, „hätte dies Ungeheuer sich auf die Mauer gestellt, meine Bluträcher würden keinen Sturm gewagt haben, weil sie

noch nie gegen den Teufel kämpften. Doch zur Sache jetzt — Du, Drahomira, redetest mir von einem Verrathe vor, welcher mich in den Besitz der Stadt bringen sollte.“

„Und so ist es auch,“ antwortete diese.

„Ja, so ist es,“ mischte sich Kain hinein, „ich führe Euch auf dem nämlichen Wege, auf dem ich aus der Stadt hierher gelangte, in diese hinein; aber was zahlt Ihr? — die Beute ist gut und groß. Die adelige Sippschaft hat all' ihr Gold und Silber mit hereingebracht, weil sie das Nest sicher hält vor Uebertretung des siebenten Gebotes.“

„Ei, Strolch,“ entgegnete Zapko, „bist Du so heißhungerig nach Lohn?“

Kains häßliches Gesicht verzerrte sich zu einem grinsenden Lächeln. „Der Teufel thut nichts ohne Lohn,“ antwortete er, „und drei Seelen will ich haben auf meinen Theil, die des Ritters, der d'rum der Hahn im Korbe ist und das Bürgervolk, dem der Muth schon zu fallen anfängt, anführt, seines jüngsten Töchterleins und eines schmucken Buben, den sie Waldherr nennen und den ich freßlieb habe.“

„Es sei,“ sagte der Hussitenführer; „wer bürgt mir aber für Deine Treue, daß Du nicht verrätherisch an meinen Leuten handelst und sie in eine Falle lockst?“

Kains unförmliche Gestalt schien in diesem Augenblicke zu wachsen, er richtete sich auf und sein Gesicht nahm einen so furchtbar dämonischen Ausdruck an, daß Zapko, ein Grauen vor dem Unholde empfindend, sein Roß am Zügel zurückriß, als durchbebe ihn, den Mitleidslosen, ein Schauer.

„Die Rache!“ rief Kain, „ja, die Rache! Ich hasse die Dreie und hasse Alles, was Mensch heißt, weil mich das Schicksal zum Hohne unter die Menschen geschleudert.“

Eine Viertelstunde später zog Kain an der Spitze einer wohlbewaffneten Hussitenschaar, während die Aufmerksamkeit der Belagerten vorzüglich auf die Vertheidigung des Klosters und auf die des Brüderthorthurmes durch heftige Stürme geleitet wurde, nach dem Pförtchen neben der Kloake, wo Witzkau Partkan und seine beiden andern Gefährten seiner Ankunft harrten. Durch riesige Holzscheite, die man in die Grube geworfen, wies sich diese ausgefüllt, und an Stricken mit eingeflochtenen Knoten stiegen die Feinde durch den engen trockenen Schlot herauf. Niemand ahnte einen so schändlichen Verrath, und ein Haufe Bauern, welche von Herrn Bernhard zur Verstärkung der Vertheidiger bei dem Siechhause des Klosters geschickt worden waren, empfanden zuerst den Schlag, welcher nun die Stadt im Innersten bedrohte. Trotz der tapfersten Gegen=

wehr niedergehauen, trugen die wenigen Flüchtigen die entsetzliche Botschaft zu den Ohren der auf den Mauern befindlichen Bürger, die, durch diese Hiobspost von Schreck und Angst geschlagen, natürlich in der Vertheidigung nachließen. Und wie ein Rasender stürzte Kain, der das kuttenähnliche Gewand und den breitkrempigen Hut abgeworfen hatte, nach dem Kloster zu, und schrie mit aller Kraft seiner Kehle: „Verrath! Verrath! die Hussiten in der Stadt!"

Der furchtbare Ruf, vereint mit dem Geschrei der flüchtenden Bauern, that eine entsetzliche Wirkung. Der Widerstand der Bürger ward wie durch einen Zauberschlag gelähmt, und nach Verlauf von einer Viertelstunde drangen die Hussiten über die niedergeworfene Mauer in das Kloster mit Siegesjauchzen ein. Nun begann das blutige Trauerspiel, das in den Annalen dieser Sechsstadt als ein trauriges Denkmal der Rache eines wilden, keine Barmherzigkeit kennenden Feindes für die Nachwelt aufbewahrt wird.

Das Kloster war bald in der Gewalt der wüthenden Kelchbrüder. Tod oder Ergebung auf Gnade oder Ungnade war die einzig bleibende Wahl der ermattenden Kämpfer, die sich auf das Gewölbe der Kirche zurückzogen (über dem Chor derselben). Während ein Haufe Hussiten hinaufstürmte, um die hierher geflüchteten Vertheidiger zum Niederlegen der Waffen zu

zwingen, verübte ein anderer Haufe die himmelschreiendsten Gräuel im Angesichte des Altars. Alles Volk war aus der Kirche geflüchtet bei dem entsetzlichen Rufe: „Die Hussiten in der Stadt!“ Niemand als der ehrwürdige Guardian, Pater Johannes Krone, mit seinen frommen Mönchen lag im Gebet vor dem Hochaltare — sie wurden die Opfer der grimmigen Feindeswuth und ihr Blut färbte den Boden des heiligen Hauses.

Und von oben herab drang das Todesgeschrei der Unglücklichen, die im Vertrauen auf Gnade ihre Waffen von sich geworfen hatten. Die entmenschten Wütheriche suchten ihre Blutgier an den Wehrlosen zu letzen. Wie Tiger stürzten sie sich unter sie und übten ein furchtbares Henkeramt, indem sie ihnen Hände und Füße abschlugen oder mitten aus einander hauten, und die blutigen Körper der so scheußlich Gemordeten durch ein Loch, welches sie durch's Kirchdach geschlagen, hinunterstürzten auf die Erde, wo sie von den Spießen der untenstehenden Hussiten mit Jubelgeschrei aufgefangen wurden. Viele der verstümmelten Unglücklichen waren noch nicht ganz entseelt, und erbarmungslos schleuderte man sie in die starren Eisenspitzen hinab, und wie Niemand mehr übrig war zu morden, schleppten die Schändlichen Brennmaterialien aller Art herbei und schürten einen Flammenstoß an, auf dem sie ihre Opfer,

ob todt oder lebend, schichteten und unter schrecklichem Geheul zu Asche brannten. Dreihundert Bürger sollen auf diese scheußliche Weise umgekommen sein.

Aber der Mord allein konnte diese Bestien nicht befriedigen; gewohnt an Vernichtung alles Dessen, was feindlich ihnen entgegengetreten war, suchten sie auch sogar die Spur zu vertilgen von den Wohnungen ihrer Feinde. Nachdem das Kloster ausgeplündert war, machten sie ein Brandopfer aus dem schönen Gebäude, und in wilder Lohe schlugen die Flammen zum Himmel auf, der all' das Gräßliche geschehen ließ, ohne seine Blitze auf die Rotte Kora niederzuschleudern oder die Erde unter ihren Füßen zu spalten, daß sie die Mordbrenner verschlinge zur Stunde. Und durch die Straßen ras'te immer noch der Ruf des Entsetzens: „Die Hussiten in der Stadt!"

Kain, das Gespenst der Rache, eilte flüchtig wie das Verbrechen überall herum und brüllte die furchtbare Losung — der Fluch zog ihm nach auf der Ferse, und die wilden Feinde stürmten hinter ihm d'rein, die verschlossenen Häuser aufbrechend, um zu morden und zu rauben, wie sie es vor vier Jahren gethan hatten.

„Sie ist mein! sie ist mein!" jubelte Kain, vor einem Hause am Markte seinen wilden Lauf anhaltend. Das Haus war fest verschlossen, nur den gewichtigen Axthieben der Hussiten wich das schwere, aus Eichen-

bohlen gezimmerte Thor. Mit wildem Gebrüll stürmte man hinein — Alles war leer, wie ausgestorben. „Entflohen! Sie sind entflohen!“ schrie Kain wüthend, „der Waldherr hat sie gerettet — o Fluch und Pest über ihn!“

Doch als wenn die Hölle in ihm einen Gedanken aufflammen lasse, so jubelte er plötzlich auf. „Wenn sie noch hier sind, fange ich sie! — mir nach, Ihr Höllenbrüder, es gilt einen schönen Fang!“ Mit diesem Geschrei stürmte Kain wieder aus dem Hause, und hinter ihm d'rein wie eine Meute toller Hunde, die nach Fraß gierig sind, ras'te ein Haufe Hussiten.

Kain eilte nach dem Pförtlein, welches vor einigen Stunden der Ritter dem Waldherrn als einzig mögliche Rettung aus der Stadt für seine Familie bezeichnet hatte. Die Hölle, die ihm diesen Gedanken eingegeben, führte ihn auch, als ihren würdigsten Sohn, gerade in jenem Augenblicke in die Gegend des Pförtleins, als es eben zur Rettung der Familie des Steinkircher Schloßherrn und mehrerer angesehener Bürgerfrauen und Jungfrauen dienen sollte.

Der Waldherr und einige bewaffnete Bürger geleiteten sie, und eben hatte der Erstere das starke eiserne und schmale Gitterthor geöffnet, als Kain mit den hinter ihm d'rein eilenden Bürgern herbeistürmte. „Schnell, Narr! schnell!“ rief der Waldherr, nicht

ahnend, daß Kain ein Verräther sei, vielmehr ihn als Flüchtling vor den ihm auf dem Fuße folgenden Hussiten haltend.

„Narr!“ schrie Kain teuflisch lachend, „wart', schmucker Fant, jetzt hab' ich Dich und Deine Liebste — Du sollst den Narren noch verfluchen!“

„Verrath! eilt, eilt!“ rief der Waldherr, die Frauen in das Thor drängend, „ich der Letzte — über meine Leiche geht der Weg zu Euch! Flieht im Namen Gottes!“ Fast wäre die Flucht noch vereitelt worden, wenn nicht der Waldherr, sich selbst aufopfernd, mit einem gewaltigen Ruck das schwere eiserne Gitterthor in's Schloß geschlagen und so die Verfolger von den Fliehenden abgesperrt hätte. „Drehet den Schlüssel um!“ rief er einem der Bürger zu, und als dies geschehen war, lehnte er sich an das fest im Schlosse liegende Eisengitter, das den Verfolgern ein unübersteigbares Hinderniß entgegensetzte, und sein bloßes Schwert in der Faust, erwartete er den Angriff der von dieser unerwarteten That überraschten Hussiten, welche, so dicht am Ziele ihrer Beute und Mordgier, durch den Einzelnen, der sich, so unerschrocken sein eigenes Leben opfernd, ihnen entgegenzustellen wagte, zurückgehalten wurden.

Kain schäumte vor Wuth. „Du hast sie gerettet, dafür stirbst Du tausendfach!“ schrie er und warf

sich auf ihn mit aller Kraft seines Körpers und dem schäumenden Geifer eines Wahnsinnigen. Indeß, des Waldherrn Waffe und ein rechtzeitiger Schwung zur Seite, den er sich gab, brachte Kain zum Fall, eine klaffende Wunde quer über den rothen Schädel machte den Unförmlichen ohnmächtig, und wie ein Unthier, das so eben gefällt ist und aus frischer Wunde blutet, wälzte er sich am Fuße des Gitters.

Diesem kurzen Kampfe hatten die Hussiten als unthätige Zuschauer beigewohnt. Nicht das ritterliche Gefühl, gegen einen Einzelnen Schonung zu üben, hielt sie ab, sich auf den Waldherrn zu werfen, sondern das Erstarren, daß ein Einzelner es wagte, sich ihnen zu so ungleichem Kampfe zu stellen — das Blut aus der Kopfwunde Kains, das den Boden färbte, rief die von dem Seltsamen, Unerwarteten unterbrochene Mordlust der Kelchbrüder schnell hervor, und unter ihren Streichen würde der Waldherr bald erlegen sein, wenn nicht Drahomira's lange hagere Gestalt plötzlich mit einem gellenden Schrei sich über den am Boden liegenden Kain hingeworfen und im wüthendsten Schmerze ausgerufen hätte: „Mein Sohn! — er hat meinen Sohn erschlagen!“

„Dafür erschlagen wir ihn!“ schrie einer der Hussiten, mit dem Kolben einer Axt gegen den Waldherrn einen gewaltigen Hieb führend, der zwar an

dessen vorgehaltenem Schwerte abprallte, aber dieses auch zugleich zertrümmerte.

„Nein, nein! erschlagt ihn nicht! erschlagt ihn nicht!“ rief das Weib mit funkelnden Augen, „das ist keine Rache — für dies Leben muß er tausendfach bluten. Ach, mein Sohn! mein Sohn!“

Mit diesem Schmerzschrei beugte sich das Weib nieder zu Kain, der regungslos am Boden lag, dann richtete es sich wieder auf und gebot mit einer Hoheit, die selbst nicht ohne Einfluß auf diese rohen, verwilderten Seelen blieb, den Mörder ihres Sohnes zu binden und zu Zapko von Zaan zu führen.

Der Waldherr war ohne Wehr, seine Waffe lag zersplittert am Boden, jede Gegenwehr nutzlos. „Sie ist gerettet!“ sagte er zu sich, und als wäre dieser freudige Gedanke ein wunderbarer Trost für ihn in dieser Stunde, wo er mit der Freiheit zugleich sein Leben verlieren sollte, so ertrug er die rohen Mißhandlungen, die ihm jetzt zu Theil wurden, ohne Schmerzenslaut, und bald darauf zerrten ihn die wilden Kriegsknechte wie einen Hund am Stricke mit sich fort. Drahomira aber blieb neben Kain, der nach einer langen Weile erst wieder ein Lebenszeichen von sich gab, indem er mit den unförmlichen Gliedmaßen zuckte. „Mein Sohn! Sohn des Fluches und des Unglücks!“ rief das Weib mit einer schauervollen Zärtlichkeit, indem

es mühsam den schweren Oberkörper des tödtlich Verwundeten auf ihren Schooß hob. Kains Augen öffneten sich, ein stierer brechender Blick fiel auf Drahomira, dann drang ein tiefes Stöhnen aus seiner Brust wie der letzte Schmerzlaut eines Erstickenden.

Die Flammensäulen des brennenden Klosters verkündeten der Stadt, daß sie in Feindes Hand und aller Schrecken gewärtig sein müsse, die der Uebermuth der Sieger, die Mord- und Raublust derselben über ihre Bewohner verhängen würden. Der Charakter jener Zeit, noch nicht durch eine sanftere Sitte und Menschlichkeit lehrende Civilisation geläutert, war rauh, die Justizpflege mit unmenschlicher Grausamkeit so eng verbunden, daß sie nur durch Foltern und Martern eine Autorität zu behaupten vermochte über die Gemüther des Volkes; nur durch Furcht und Schrecken behielt sie bei den ungeläuterten Begriffen von Recht und Unrecht eine Gewalt, die sich als eine traurige Nothwendigkeit bis tief in die jüngstvergangenen Jahrhunderte erhielt und die Gerechtigkeit in der That zu einer blinden, erbarmungslosen Richterin machte. Wenn die Gerechtigkeit in damaliger Zeit schon eine Würgerin war, deren Hand Unmenschlichkeiten verübte, um wie viel mehr

war dann die Ungerechtigkeit, die rohe, fessellose Gewalt zu fürchten!

Und so empfanden die Bürger Laubans alle Schrecken, welche im Gefolge der Kriegsfurie sich einzufinden pflegen; das Wehegeschrei der unter roher Henkershand Fallenden drang zum Himmel auf und der Mord wurde zur Seuche an diesem verhängnißvollen Tage. Die Hussiten suchten Schätze, Beute, und fanden nichts bei den Bürgern; aber die Todesangst und die schrecklichen Martern erpreßten den Aermsten das Geständniß, daß sie die wenige kostbare Habe in den Thurm geborgen, den der Uechtritzer noch gegen die Feinde vertheidigte.

Wie ein Fels mitten im Meere, allen Wasserfluthen trotzend, sein starkes Haupt emporhebt und nicht wankt und weicht, ob auch die Stürme die Wellen an seine Klippen hinanpeitschen und ihn in Grimm und Wuth zu zermalmen drohen unter der Doppelgewalt zweier rasender Elemente; so starrte auch der Brüderthurm noch empor, ein unerschütterlicher Gigant, gegen den das Zwerggeschlecht wüthet. Der Luftzug jagte die Rauchwolken vom Brande des Klosters an der festen Mauer des Thurmes hin und hüllte ihn ein in einen schwarzen Schleier. Vergebens machten die Hussiten einen Angriff nach dem andern auf diesen Mauerkoloß, der all' ihren Stürmen trotzte. Die Musketenkugeln

prallten zurück von der harten Steinwand, oder bröckelten höchstens den Mörtel zwischen den Fugen los; aber sie vermochten nicht den massiven Bau zu zerstören — ihre Wuth stieg außerordentlich — Zapko von Zaan sah hier seinen Sieg erlahmen.

Ja, umfangen von diesen Mauern stand ein Held, der abgeschlossen hatte mit dem Leben, den nur Eine Sorge quälte, die um die Rettung seiner Familie. „Waren sie gerettet? Hatte der Waldherr noch einen glücklichen Augenblick gefunden, sie in Sicherheit zu bringen, oder war auch er gefallen?" Vor sich sah er den gewissen Untergang — denn obwohl die dicke Mauer des Thurmes unbesiegbar war, so war der Hunger doch ein schrecklicherer Feind als die Kelchbrüder, die ihre Wuthangriffe ohnmächtig zersplittern sahen an dem festen Bau — und in seinem Herzen wühlte die schwere Sorge um die Seinen, welche er jetzt der Noth des Augenblicks opfern und sich derselben entschlagen mußte, so viel als möglich war.

Ihm zur Seite stand sein ehrwürdiger Freund, der Kaplan Johannes Reichel, der mit einem Laienbruder noch glücklich der blutigen Mordscene in der Klosterkirche entflohen war und nun die schwere Stunde des Unterganges mit Herrn Bernhard theilte. „Wir müssen sterben, mein Freund," sagte der Letztere, „dies Gesindel da unten lechzt nicht allein nach unserem

Blute, es ist auch nach den Kostbarkeiten gierig, welche dieser Thurm verbirgt; aber sterben wir als Männer!"

„Wären wir allein, Herr Bernhard, dann wär' es ein Leichtes, dem Tode in's Antlitz zu schauen," entgegnete Pater Johannes, „aber schauet um Euch, Freund, vierzig Leben hängen von Eurem Entschlusse ab — Ihr seid nicht Herr des Daseins Anderer und ladet den Vorwurf des Mordes auf Euch, wenn Ihr sie Alle in's Verderben stürzt. Ich sehe keine Möglichkeit, uns länger als einen Tag noch zu halten, der Hunger wird uns aufreiben."

Fast krampfhaft ergriff der Uechtritzer die Hand des Paters und sagte mit gepreßter Stimme: „Ich möchte einen ehrlichen Rittertod sterben, nicht den durch Henkershand, und dort unten lauert mein Henker auf den Moment, der mich in seine Hand giebt — dort unten lechzt die Rache nach meinem Blute. Ihr wißt Alles, Pater, mein Herz verschließt kein Geheimniß vor Euch, die Vergangenheit steht vor mir auf, ein Gespenst der Rache, das mit gierigem Blicke mich anstarrt, mich zu verschlingen. Wollt Ihr noch, daß ich lebend in die Hände Derer falle, die keine Barmherzigkeit kennen, wie ich ehemals keine kannte?"

Der Pater schwieg, sie redeten nicht mehr davon. Von unten drang das Geschrei der Stürmenden hinauf, die von der kleinen Besatzung des Thurmes mit Stei-

nen, welche sie aus den Stufen ausbrachen und mit Musketenkugeln wacker zurückgetrieben wurden. Die Nacht machte endlich den Angriffen ein Ende, aber der kommende Morgen erneute sie wieder, und abermals vergeblich war alles Stürmen. So sank die zweite Nacht nieder. Ermattet und vom Hunger gequält ruhten die kühnen Vertheidiger von der schweren Blutarbeit des verwichenen Tages aus, auf ihren Gesichtern stand die Verzweiflung in hellen Zügen geschrieben; eine grauenvolle Stille herrschte unter ihnen, noch einen Tag höchstens konnten sie sich, den wüthenden Hunger und Durst mit energischem Willen unterdrückend, vertheidigen, dann aber war die physische Kraft erloschen, die Vertheidigung hörte auf und die Feinde erstiegen, ohne Widerstand zu finden, den Thurm und ein entsetzlicher Tod harrte der wehrlosen Kämpfer.

„Herr," sagte ein fast vor Hunger Verschmachtender zu dem Uechtritzer, der in tiefem Schweigen an der Wand lehnte mit geschlossenen Augen, denn ihm graute, die bleichen Gesichter um sich zu sehen und die todtstieren Blicke — „Herr, der Tod durch Hunger ist schrecklicher, als die Uebergabe auf Gnade oder Ungnade. Was können sie uns thun, was ärger wäre als dies fürchterliche Nagen im Innern, das uns nicht tödtet, sondern zur Verzweiflung treibt?"

Weiter wurde kein Wort gewechselt, die Grabes-

stille trat wieder ein, und als Herr Bernhard, der nicht minder den gefährlichen Feind im Innern fühlte, auf die Galerie des Thurmes sich begab, traf er den Pater auf derselben. „Dies ist die letzte Nacht, mein Freund," sagte er zu dem Kaplan, „Morgen übergebe ich den Thurm."

Stumm drückte ihm der fromme Johannes die Hand. Von unten herauf scholl Lärm, die Hussiten arbeiteten an der Fußmauer des Thurmes; aber die Nacht war so finster, daß man von oben nichts erkennen konnte, als den Schein einiger Laternenlichter, die wie Irrwische flimmerten. „Sie sind thörigt," sprach Herr Bernhard, „sie wollen den Steinkoloß untergraben — unnütze Arbeit!" —

Als der Morgen heranbrach, krachte es von den Grundmauern aus an den Seiten des Thurmes in die Höhe — ein furchtbarer Dampf stieg auf — die Hussiten hatten tiefe Gruben an die Grundmauer gegraben und diese, mit Pulver, Pech, Stroh und andern Brennmaterialien gefüllt, in Brand gesetzt, um die Vertheidiger zu ersticken. Der Ritter befahl eine weiße Fahne herauszuhängen — dies Zeichen wurde beachtet, man hielt ein am Fuße des Thurmes mit dem entsetzlichen Brande. Der Ritter verlangte freien Abzug; man gestattete keine, auch nicht die geringste vortheilhafte Bedingung.

Zapko von Zaan selbst ritt an den Thurm heran. „Seid Ihr zahm geworden in dem Eulenneste droben?“ rief er dem Uechtritzer zu, der sich über die Mauerbrüstung beugte, „kennt Ihr mich noch, Herr von Uechtritz? Ich bin derselbe Zapko von Zaan, der Euch, großmächtiger Herr, dereinst weichen mußte und flüchtig werden wie ein gehetztes Wild aus der Prager Stadt — heute weicht Ihr, und es müßte lächerlich sein, wenn ich Euch Bedingungen machen ließe, wo ich der Herr bin.“

Herr Bernhard schien den Hohn überhören zu wollen, den Zapko aussprach; da er schwieg, rief der Hussitenhauptmann ihm zu: „Oeffnet den Thurm, oder bei der Asche Hußens, ich lagere hier so lange, bis Ihr vor Hunger und Rauch umgekommen seid wie Ungeziefer, das man von der Erde vertilgt — eine Viertelstunde gebe ich Euch noch Frist zur Uebergabe auf Gnade und Ungnade, dann aber — meine Seele soll ewig verflucht sein! — sterbt Ihr den Hungertod und ich lasse Euch ein lustig Schelmliedlein zur lebendigen Leichenfeier blasen!“ Hohnlachend warf Zapko sein Pferd herum und sprengte weiter; seine Kelchbrüder aber erhoben ein Freudengebrüll des Eides wegen, den ihr wilder Führer ausgesprochen, und manch' Schimpfwort flog hinauf nach der Galerie des Thurmes, von wo die bleichen Gesichter der Vertheidiger herabschauten

mit stierem Blick auf die wilden Sieger auf dem Trümmerhaufen, in den das noch vor einer Woche so schön prangende Kloster verwandelt worden war, aus dem jetzt noch schwarze Rauchsäulen aufstiegen und von der unter'm Schutt fortglimmenden Gluth zeugten — und auf die Stadt selbst, die in Feindes Gewalt so manches blutige Opfer in diesen traurigen Tagen gesehen.

Heute, am **19.** März, war Sonntag — sonst riefen um diese Stunde die Glocken die Bürger zum Gotteshause, und Ruhe und Friede lagerte in den Häusern; jetzt tobten die Sieger mit wilden, entsetzlichen Flüchen in demselben und die Bürger zitterten vor den Gewaltigen, in deren Macht sie gegeben waren.

„Freund Johannes," sagte der Uechtritzer leise — der Pater nickte ihm ein schweigendes Ja zu und wendete sich dann zu den bleichen Schicksalsgenossen mit den Worten: „Männer, lasset uns auf das Schlimmste uns vorbereiten, ehe die viertelstündige Frist verronnen ist. Nicht ohne Trost dürfen wir der nächsten Stunde in's Auge sehen, dieser fromme Laienbruder entriß, aus dem Kloster mit mir flüchtend, den schändlichen Hussiten das silberne Gefäß mit den heiligen Hostien — es war dies eine Fügung Gottes, damit wir in dieser Stunde der schwersten Prüfung gestärkt werden sollen zu Muth und Ergebung."

Und wie ein Mann sanken Alle nieder im Ge-

fühle der Gnade, die ihnen geworden war auf so wunderbare Art. Während unten am Thurme das Hussitenvolk schmutzige Lieder brüllte, genossen hoch über ihren Häuptern die dem Tode Geweihten das heilige Abendmahl, welches ihnen Pater Johannes reichte, nachdem er es selbst genossen, mit tiefer Rührung. Dann umarmten sich Alle, sie hatten ihr Haus bestellt und ein kräftigender Friede kam über sie — schweigend harrten sie der Ankunft Zapko's, die bald darauf erfolgte.

Lautlos stieg der Ritter voran die Stiege herunter, Alle folgten ihm, die schwere Eisenpforte, befreit von ihren Riegeln und Schlössern, that sich auf und der Uechtritzer trat mit seinen Gefährten heraus. Auf Zapko's Wink stürzten die Hussiten über sie her und schnürten sie mit Stricken zusammen, während ein anderer Haufe sich in den Thurm drängte, der, wie ihnen mehrere Bürger in Todesangst verrathen hatten, den Schatz des Klosters und alle Habseligkeiten des Adels der Umgegend barg. Ein endloser Jubel im Innern des Thurmes verkündete, daß man dieses Versteck entdeckt hatte. Die goldenen Monstranzen und Kelche, die silbernen Altargeräthe, die Schmuckkleinodien der Adels- und Laubaner Bürgers-Familien fielen in die Hand der Hussiten. —

Als der andere Morgen anbrach, rüstete sich die

Mörderschaar zum Aufbruch. Unter den Gefangenen, die sie mit fortschleppten, um so viel als möglich Lösegeld für ihre Freilassung zu erpressen, befand sich der Uechtritzer und sein ehrwürdiger Kaplan Johannes Reichel. Jauchzend, mit der reichen Beute beladen, zogen die Hussiten fort, der unglücklichen Stadt den Rücken wendend; das schöne Queißthal sollte nun auch die Verwüster sehen und die Spuren ihrer Gegenwart empfinden lernen.

Die Hände auf den Rücken gebunden, wandelte der Ritter an der Seite des frommen Paters, umgeben von ihren Drängern, zum Nikolaithore hinaus. Sein Antlitz war bleich und auf die Brust gesenkt; leise redete ihm Pater Johanes, eben so gefesselt wie er, Worte des Trostes zu. Rascher Hufschlag drang in ihr Ohr, Zapko war es, er bemerkte, daß der ehrwürdige greise Kaplan mit dem Uechtritzer sprach. Er ritt näher; sein funkelndes Auge auf den Ritter gerichtet, fragte er, auf Johannes Reichel deutend: „Ist das Euer Freund?“

„Ja, der Einzige, der mir geblieben ist,“ antwortete Herr Bernhard.

„Auch dieser Einzige ist zu viel für Euch,“ entgegnete Zapko lachend, „Ihr habt mich — ich dulde keine fremden Götter neben mir. Gebt dem Alten

die Taufe!“ rief er seinen Leuten zu, „er braucht Abkühlung.“ —

Wie eine Meute jagdlechzender Hunde nur den Ruf des Jägers erwartet, um auf ein Wild sich zu stürzen, so warfen sich die Hussiten auf den ehrwürdigen Kaplan — der Uechtritzer stieß einen Schrei des Entsetzens aus. „Ihr habt mich, laßt den Alten zum Teufel fahren!“ höhnte Zapko, „ich bin Euer zärtlichster Freund.“

Während Zapko für den Ritter solchen Trost hatte, war der Pater von den Hussiten nach der Brücke vorausgeschleift worden und Herr Bernhard sah mit Schauer, wie man den frommen Johannes über das Brückengeländer hob und dann fallen ließ; ein sehr starkes Geräusch hochaufspritzenden Wassers verrieth den Mord, welchen die Wütheriche an dem wehrlosen Greise verübten. Der gefangene Laienbruder, als ein Armer, von dem kein Lösegeld zu erwarten war, theilte das Schicksal des Paters.

„Euer Freund ist ein schlechter Schwimmer, oder ist er zu heilig, um wieder über Wasser zu kommen?“ lachte Zapko, als er den Schmerz des Ritters sah, über dessen gebräuntes Antlitz eine heiße schwere Thräne rollte. Und noch ein tiefes Weh traf Herrn Bernhard — wie sie im Queißthale hinzogen, betrat er den Boden seines Besitzthumes, und sein Schloß, in wel-

chem er noch vor einer Woche als Herr gehaus't, sah ihn jetzt als einen unglücklichen Gefangenen mit gebundenen Händen an sich vorüberziehen. Den trüben Blick auf das in Kreuzform dastehende Gebäude gerichtet, nahm er Abschied von demselben auf immer.

Es war am Faschingstage des Jahres **1407**, als in der Laubaner Stadt ein lustiges Treiben auf allen Straßen sich regte, denn auf offenem Markte sollte ein ritterliches Rennen gehalten werden, und das Volk war von allen umliegenden Ortschaften und aus den Nachbarstädten herbeigeströmt, gleichwie der Adel der Umgegend sich eingefunden hatte bei der Festlichkeit. Der Tag war günstig und hell, ohne sehr kalt zu sein, als wäre er so recht erlesen zu der ritterlichen Freude. Die Schranken auf dem Markte wiesen sich schon von früh an umlagert von dem wappenlosen Volke, während die von Breterwerk aufgeführten Tribunen für Adelsfrauen und Fräulein und für die Frauen und Jungfrauen angesehener Bürgergeschlechter sich erst in der eilften Morgenstunde allmählig füllten.

Herr Kunz Zeidler, der Bürgermeister der Laubaner Stadt, war weit und breit bekannt als ein in allen Ritterspielen erfahrener Mann, so wie sein ganzes Geschlecht den Ruhm ritterlichen Wesens erlangt hatte

durch seine Art und Weise, sich zu benehmen, und durch den steten Umgang mit vornehmen Adelsherren der Umgegend. Mit dem eilften Glockenschlage ertönten die Trompeten in lustigen Fanfaren, und auf zierlich geschmückten Rossen ritten die Herren vom Rathe, die Freud' und Lust an ritterlichen Spielen hatten, mit den Rittern der Umgegend in die Stechbahn ein — der Jubel des Volkes empfing sie lärmend und begleitete ihren Umzug innerhalb der Bahn mit Beifallszeichen und Händeklatschen, die Frauen und Jungfrauen ließen ihre Tücher wehen zum Gruße der ritterlichen Kämpen.

Herr Zeidler, auf stolzem Rappen, wie er in gemessenem Schritt dem Zuge voranritt, glich einem Helden, der, seines Sieges bewußt, Jedermann zum Kampfe einladet. Aber noch ein weit jüngerer Kämpfer zog die Blicke der Frauen und Jungfrauen auf sich. Es war Herr Bernhard von Uechtritz, der zwischen seinem Vetter Heinrich von Uechtritz auf Langenöls und Herrn Conrad Zeidler, einem Sohne des Bürgermeisters, ritt.

Wenn der Ausdruck herkulischer Kraft in der äußeren Erscheinung eines Mannes schon Bewunderung erregt, so steigert sich diese gewiß bis zum Liebgewinnen, wenn natürliche Anmuth, ungesuchte Schönheit die kraftvoll gegliederte Männergestalt in einen in's Auge dringenden Zauber hüllt. Herr Bernhard,

ein Ritter im schönsten Mannesalter, im Beginn des dreißigsten Lebensjahres, besaß jenes einnehmende, vorzüglich zu Frauenherzen sprechende Wesen, welches ihm schnell deren Gunst erwarb. Seine schlanken, kräftigen Formen, die blühende Gesundheit seines Antlitzes, der Adel in jeder seiner Bewegungen und der feurige, lebensvolle Blick seiner Augen gewannen ihm schnell Freunde, und wohin er jetzt bei dem Umzuge auf die Tribunen seine Blicke warf, da begegneten ihm freundliche Augen und er bemerkte recht deutlich, wie die Wangen manch' schöner Jungfrau mit leichtem Purpurroth übergossen waren, als stiege eine Flamme in ihrem Herzen auf und der Wiederschein schimmere durch das zarte weiße Antlitz.

Das Rennen begann, und es galt vorzüglich, einen kleinen schwachen Goldring, der mittelst eines Hakens an einem Querbalken befestigt war, mit der Lanzenspitze herunterzustechen. Roß und Reiter jagten unter dem einfachen Gerüste aus zwei aufrechtstehenden Stämmen, die einen Querbalken trugen, hinweg, und lautes Gelächter folgte ihnen, wenn ihre Lanzenspitze nicht einmal den Haken berührt hatte, an dem der Ring hing.

Jetzt kam Herr Bernhard an die Reihe, und nachdem er einmal unter dem leichten Gerüst durchgejagt war, um das schwierige Spiel recht scharf in's Auge zu fassen, gab er auf's Neue seinem schlankge-

gliederten Rosse die Schenkel und war fast dem Gerüste nahe, als ein weißes Tuch von der nahen Tribune herabflatterte und das Roß, vor dem weißen Gegenstande erschreckend, hoch aufbäumte, daß es schier im Augenblicke mit dem Ritter überschlagen wäre.

Ein lauter Schrei von allen Lippen erscholl — und in selbem Moment sprang auch der Bauchgurt, der den Sattel fest auf dem Rücken des Rosses hielt. In diesem gefährlichen Augenblicke, wo der Sattel unter ihm wich, erfaßte Herr Bernhard die Mähnen seines Rosses, das sich, auf den Hinterfüßen fast sitzend, im Kreise auf einem Punkt mit ihm drehte; schnell bügellos hob er sich auf die Gelenke, und durch ein Wunder von Kraft und Behendigkeit blieb der kühne Reiter auf dem Rücken seines entsattelten Pferdes, das nun wie toll mit ihm in der Bahn hinbraus'te in gewaltigen Sprüngen, aber von dem Ritter, der den Zügel wieder erfaßt hatte, den er, als der Sattel unter ihm wich, fahren lassen mußte, wollte er nicht das Thier rücklings niederreißen und sich unter dessen Schwere begraben, bald wieder zur Ruhe gebracht wurde.

Die Angst schien Aller Lippen fest verschlossen zu haben, und erst nach einer Weile braus'te der Beifallssturm auf wie Donner. Herr Bernhard ließ sich seine Lanze reichen, während sein Diener den Sattel beseitigte, hob mit der Spitze das an der Schranke

liegende weiße Tuch auf und reichte es der Jungfrau, der es entfallen und die zur Leiche erblaßt war.

Es war eine Fremde, und wenn auch jetzt die Blässe des Schreckens ihren Wangen alles Roth des Lebens geraubt hatte, so sah der Uechtritzer doch eine ungewöhnliche Schönheit in dem bleichen Antlitz der Jungfrau, und der Eindruck, den der flehende Blick ihres dunkeln, glänzenden Auges auf ihn machte, war wunderbar.

Er senkte die Lanze vor ihr, dann flog sein Roß unter dem gewaltigen Schenkeldruck des Reiters wie ein Pfeil die Bahn entlang, und als es wieder zurückbraus'te, stach Herr Bernhard den kleinen Goldreif von dem Haken herunter und hielt sein Thier abermals vor der Jungfrau an, und indem er die Lanzenspitze bis zu ihr erhob, sagte er: „Der Preis ist mein — nehmt ihn zum Andenken an diesen Tag.“

Erglühend beugte sich die Fremde herüber, nahm den schwachen Goldreif und neigte sich stumm vor dem kühnen Reiter.

In Herrn Bernhards Herz hatte sich aber der Jungfrau Bild tief eingeprägt, und er glaubte, nie ein schöneres und lieblicheres Frauenantlitz gesehen zu haben. „Wer ist sie?“ fragte er Herrn Conrad Zeidler.

„Eine Pragerin,“ antwortete dieser, „und Verwandte von dem Zunftältesten der Weber, Melchior

Reimann, der Euch, Herr Bernhard, nicht unbekannt ist, wie ich weiß.“

„Eine schöne Jungfrau,“ sagte der Uechtritzer, den Blick nach der Tribune hinrichtend, „wenn die Prager Stadt lauter solche liebliche Blumen hat, dann ist sie ein Paradies.“

„O, Ihr seid ja gewaltig bezaubert von der Moldaunixe,“ lachte Conrad Zeidler, „ich glaube, sie hat sich in Euer Herz eingebrannt und Ihr werdet Mühe haben, sie herauszubringen. Ich gebe Euch den Rath, schaut Ihr heute beim Abendtanze nicht zu tief in die schwarzen Augen, sie verbrennt Euch sicherlich.“

Herr Bernhard lachte, aber er sehnte die Abendzeit herbei, wo der Rath einen großen Tanz auf dem Rathhause gab — dort also sollte er sie sehen und sprechen. Der Nachmittag wurde ihm dieser Sehnsucht willen so lang, als hätten die Stunden Bleigewichte an ihren Schwingen, und er begrüßte die niedersinkende Dämmerung mit Freuden. Aber nicht in seiner Brust allein waltete eine solche Sehnsucht, auch in der Jungfrau Herz war der Eindruck nicht vergangen, den der Ritter auf sie gemacht.

Im Kämmerlein im Hause ihres Verwandten Melchior Reimann saß sie an diesem Nachmittag, nachdem das ritterliche Rennen beendet war, und betrachtete den einfachen Reif, den sie an den Finger

gesteckt hatte, in tiefem Sinnen. „Wie ist der Ring doch ein Sinnbild des Einverständnisses und der Zuneigung, die kein Ende hat!“ sagte sie vor sich hin, „und mir ist er gegeben worden im Angesicht aller Welt! — und doch ist er für mich nichts und kann nichts sein, denn er ist ein Ritter, der unter den Adelsleuten freiet, nicht unter den Bürgerstöchtern. Wie bin ich doch voll Thorheit!“

Aber so sehr sie auch die Erinnerung an den Ritter zu schwächen versuchte in ihrem Herzen, so wollte es ihr doch nicht gelingen, und als sie in Begleitung ihrer Verwandten, die sich durch dies kleine öffentliche Ereigniß gar hoch geehrt fanden, in den von Kerzen glänzend erleuchteten Rathssaal trat, flog ihr Blick prüfend über die Schaar der Männer hin und ein unwillkürlich freudiger Ausdruck verklärte ihr schönes Antlitz, als sie den Ritter erblickte, dessen Siegespreis sie am Finger trug.

Drahomira war eine königliche Gestalt, schlank und edel in allen Formen ihres Körpers. Stolz auf ihre Schönheit und im Bewußtsein derselben war sie eitel und erhob sich gern über den Stand einer Bürgerstochter; sie liebte die Auszeichnung ihrer Person, und der feurige Blick ihres Auges verkündete ein leidenschaftliches Herz. Was sie gehofft und ersehnt, geschah:

Herr Bernhard von Uechtritz suchte sie auf,

und wann wäre es je einem Weibe entgangen, daß es einen tiefen Eindruck auf einen Mann gemacht habe, nach dessen Liebe es strebt?

„Ihr seid fremd hier, schöne Drahomira, die Moldaustadt ist Eure Heimath, wie ich gehört habe," sagte der Ritter, „und ich glaube, daß Prag nur mit Trauer eine solch' schöne Blüthe in dem Kranze seiner Jungfraun fern weiß. Aber gewiß, Ihr werdet noch lange hier in Lauban weilen — nicht wahr?"

„Einige Tage noch," antwortete Drahomira, „der Vater wird mich abholen, er ist ein alter Mann, dem es bange ist ohne mich."

Der Ritter wies einen Schreck. „Schon so bald? und ich habe Euch heute zum ersten Male gesehen!" rief er.

Drahomira senkte die schönen Augen zu Boden, ein Lächeln flog über ihr reizendes Antlitz. „Ich muß, der Vater will es!" antwortete sie leise.

Nach einer Pause ergriff der Ritter ihre Hand und flüsterte: „Wer Euch einmal gesehen, vergißt Euch nicht wieder. Der Zufall hat uns heute so wunderbar einander näher geführt, als es vielleicht Jahre nicht gethan haben würden, diesen Zufall halte ich fest — in Prag sehen wir uns wieder — Ihr tragt den Reif an Eurem Finger, den ich heute als Preis gewann,

und wenn Ihr meiner dann noch so freundlich gedenkt, wie heute, dann traget Ihr ihn noch."

Und kaum war ein Vierteljahr verflossen, als der Uechtritzer sich in dem lustigen Prag am Hofe des Königs befand. Drahomira hatte ihn nicht vergessen, der kleine Goldreif prangte noch an ihrem Finger.

Unterm Schleier des Geheimnisses wuchs in Beider Herzen eine gewaltige Leidenschaft; die verschwiegene Nacht sah den Ritter auf einer Strickleiter in das Wohnhaus Drahomira's steigen, das Morgengrau verhüllte seinen Abschied von der Geliebten. Keine Ahnung von der heimlichen Leidenschaft seiner Tochter hegend, drang der alte Budwog, ihr Vater, in sie, sich zu einer Wahl zu entschließen, welche, da er nicht zu sehr begütert war, ihr, wenn auch keine glänzende, wohl aber sorgenfreie Zukunft bot.

Zapko von Zaan, ein Student, der die Universität bald verließ, um eine Anstellung in einem königlichen Amte anzutreten, hatte um die schöne Drahomira geworben.

Zapko's Familie war eine jener armen Adelsfamilien, die weniger mit Besitzthümern, desto reichlicher aber mit Sprößlingen gesegnet sind. Die nachgebornen Söhne hatten daher keinen Antheil an dem einzigen Eigenthum ihres Vaters, welches in dem alten Schlosse der Familie bei Jaromir in Böhmen bestand

und altem Rechte nach dem Erstgebornen gehörte. Wie die meisten der nachgebornen Söhne nicht reich begüterter Adelsfamilien sich entweder dem Kriegswesen oder dem königlichen Hofdienst ergaben, so hatte Zapko nach dem Willen seines Vaters den Studien der Rechtswissenschaft obgelegen, und seines Eifers wegen war ihm schon eine sehr einträgliche Anstellung im Voraus nach Beendigung seiner Universitätszeit zugesagt worden.

Zapko liebte des alten Budwog schöne Tochter außerordentlich, und wenn er auch keine Schönheit besaß und keine Glücksgüter, so würden doch viele Bürgerstöchter sich wegen der Aufmerksamkeit, die ein künftiger Kämmerer oder Landschreiber ihnen erzeigt hätte, glücklich gefühlt haben. Drahomira stieß ihn rauh und stolz von sich zurück, und Zapko würde die Leidenschaft für die schöne Jungfrau gewiß in seiner Brust erstickt haben, wenn er nicht eine Ahnung gefaßt hätte, daß er einen heimlichen Nebenbuhler habe, der ihm den Besitz des schönen Mädchens streitig mache. Diese Ahnung spornte das rachgierige Gemüth des jungen Studenten ungemein, und er lauerte in der Nacht in der Nähe von Budwog's Hause.

Er sah den Ritter sich nahen, sah Drahomira's Fenster erleuchtet und hörte sie, es öffnend, leise herunter fragen: „Bist Du es, mein Ritter?“ worauf der Nahende antwortete: „Ich bin es, Geliebte!“ —

Aber zu gleicher Zeit bemerkte Zapko auch, daß dieser nächtliche Abenteurer nicht ohne Vorsicht auf seinem heimlichen Wege ging.

Im tiefen Schatten einiger Bäume regten sich die Gestalten einiger Männer, die dann, als der Ritter im Morgengrau auf der Strickleiter wieder das Haus verließ, ihm folgten. Aber auch Zapko folgte ihm leise nach, und so gelang es ihm, den Nebenbuhler bis an seine Wohnung zu begleiten. Während der weiten Strecke vom Augezd, wo Drahomira wohnte, und dem Kreuzherrenkloster in der Altstadt, hatten sich die Begleiter dem Ritter genaht und dieser mit ihnen gesprochen. Zapko hörte ihn deutsch sprechen und unterschied bald, daß der Ritter kein Böhme sein könne — seiner Stimme Klang, so wie seine Wohnung, in deren Thür Zapko mit der Spitze des Dolches ein Kreuz ritzte, fest im Gedächtniß behaltend, warf sich der junge Student auf sein Lager, um den vollkommenen Anbruch des Tages zu erwarten. Obwohl die Nacht schlaflos für ihn vergangen war, so nahte ihm doch kein Schlummer; er befand sich in einem fieberischen Zustande, seine Seele dürstete nach Rache, und er beschloß, sie zu nehmen, sobald sich nur Gelegenheit dazu biete.

Sein nächstes Geschäft an diesem Morgen war, zu erfragen, wer in dem Hause wohne, in dessen Thüre

er mit seinem Dolche ein Zeichen gemacht, und erfuhr, daß der Ritter Bernhard von Uechtritz aus der Laubaner Gegend, der einzige Fremde in demselben sei. Zapko wußte, daß Drahomira dort gewesen, er kannte sogar das Ereigniß, welches sie in den Besitz des kleinen Goldreifs an ihrem Finger gebracht hatte, und hatte genug Ueberlegungskraft, um die Combination zwischen dem nächtlichen Abenteuer und Drahomira's Anwesenheit in Lauban zu begreifen.

Des jungen Böhmen rachgieriges Gemüth glühte bei dem Gedanken, um des Fremden willen verschmäht worden zu sein, und so traf es sich, daß er einige Zeit später mit dem Ritter, der an einem Sonntag Morgen den Dom verließ, unweit der Kirchenthür zusammentraf. „Ist dies Euer Ring, Herr?“ fragte er, dem Uechtritzer denselben Ring hinhaltend, welchen Drahomira trug und den er ihr am Tage vorher entwendet hatte.

Der Ritter wurde bleich, Zapko's höhnisches Lachen rief indeß seine Geistesgegenwart schnell zurück. „Und wenn mir der Ring bekannt wäre, wie gelangtet Ihr dazu?“ fragte er.

„Wie? Ei, Herr, meine Liebste gab ihn mir, die schöne Drahomira Budwog,“ antwortete Zapko frech, „gelt, 's ist eine schöne Blume, diese Prager Jungfrau? Sie liebt den Wechsel, wie Ihr seht. Heute Ihr, morgen ich — wie gefällt Euch der Vertrag?“

„Ehrenschänderischer Bube!“ rief Herr Bernhard zornig auffahrend, „Du lügst in Deinen schnöden Hals hinein.“

„Meint Ihr?“ entgegnete Zapko mit einer teuflischen Kälte, „wollt Ihr noch mehr Beweise, guter Herr? Soll ich Euch die Reize der schönen Jungfrau schildern, zu der ich eben so flüchtig auf der Strickleiter in's Schlafgemach steige wie Ihr, und die mein Weg von ihr im Morgengrau ist, wie sie der Eure zu sein pflegt?“

„Verflucht sei Deine Zunge!“ rief der Ritter außer sich, indem er das Schwert aus der Scheide riß.

„Meint Ihr es so?“ lachte Zapko, „ei, da sollt Ihr Euren Mann finden an mir, trotz Kirchenfrieden und Domfreiheit!“

Wie der Blitz flogen die Klingen zusammen, und nach wenig Sekunden siegte Zapko's Kaltblütigkeit über den leidenschaftlichen Zorn des Ritters, Zapko's Schwert durchstieß ihm den rechten Oberarm. Aber dieser Kampf war nicht, ohne Zeugen herbeizulocken, vor sich gegangen; jedoch Niemand wagte, sich zwischen die Kämpfenden zu werfen. Jetzt, wo das Schwert der Hand des Ritters entsank und sein Blut den geheiligten friedlichen Boden in der Nähe des Domes färbte, stürzte sich Zapko mit der blutigen Waffe auf ihn, um seine Brust zu durchbohren; aber in diesem Au-

genblicke, der dem Ritter den Tod drohte, riß ihn einer der Schloßtrabanten zurück, und der Ruf: „Mord! Mord!“ scholl über den freien Platz dahin.

Mit Riesenkraft entriß sich Zapko der Faust dessen, der ihn gepackt hatte, und stürzte in wilder Flucht von dannen, ihm nach mit Geschrei das sich von Augenblick zu Augenblick mehrende Volk.

Das Schwert noch in der Faust, war Zapko für Jeden, der ihn ergreifen wollte, ein gefährlicher Feind, und so, nur verfolgt, nicht angegriffen, erreichte der Fliehende in rasenden Sprüngen das Ufer der Moldau, in die er sich stürzte. Dieses Wagstück entzog ihn den Verfolgern und rettete ihn, da kein Kahn in der Nähe vorhanden war, um ihn weiter zu verfolgen. In der Nähe einer der Moldauinseln verschwand der Kopf des kühnen Schwimmers in den Wellen, und man glaubte, er habe seinen Tod gefunden, während er als geübter Taucher eine Strecke unter dem Wasser fortschwamm und, versteckt von tief herabrankenden Weidenbüschen, an das Ufer kroch.

Noch in derselben Nacht verließ Zapko die Prager Stadt und flüchtete aus Böhmen, wo ihn jedenfalls über kurz oder lang der Zufall als Friedensstörer und Blutvergießer auf dem geheiligten Domplatze verrathen hätte, und die That ihn dem Henker überliefern mußte nach dem Spruche des Gesetzes.

Man hatte den Uechtritzer in ein nahes Haus gebracht, und nach Untersuchung der Wunde stellte sich das günstige Resultat heraus, daß sie nicht lebensgefährlich sei; aber noch tiefer brannte die Wunde im Innern seines Herzens, Drahomira's Liebe mit einem Andern getheilt zu haben. Monate vergingen, und mit der entweichenden Zeit verharrschte sowohl die Wunde seines Armes, als die seines Herzens, die Ruhe, eine unerläßliche Nothwendigkeit während der Pflege der ersteren, hatte auch die Leidenschaft für die schöne Böhmin gewaltig abgekühlt, und Drahomira galt ihm nichts mehr.

Unter dieser Zeit hatte die Letztere mehrere Versuche gemacht, bis zu ihm zu dringen, indeß man wies sie ab mit rauhen Worten. Drahomira fühlte ein erwachendes Leben unter ihrem Herzen sich regen, und die Art und Weise, wie sie von des Ritters Thür zurückgestoßen ward, sagte ihr nur zu deutlich, wie sie von ihm vergessen und aufgeopfert sei; die Zukunft trat als ein furchtbares Gespenst vor ihr auf — die Schande, welche ihrer harrte, steigerte ihre glühende Phantasie zur Verzweiflung. Sie zitterte vor dem Augenblick, wo sie das Geheimniß unter ihrem Herzen nicht mehr werde verbergen können — dieser Augenblick mußte für ihren alten Vater, der sie so sehr liebte, ein Todesstreich werden. Ha! und die Kirchenbuße! diese schwere Pön für den Fehltritt des Blutes! Draho-

mira schauderte vor Entsetzen. Und wenn sie daran dachte, dann fühlte sie eine glühende Hitze ihren Kopf durchflammen, eine Hitze wie Wahnsinn, der aus Kummer, Sorge, Verzweiflung entsprang.

In jenen Stunden, wo sie sich ruhiger fühlte, trat wieder die Möglichkeit einer Selbsttäuschung ihr vor's Auge. War es denn denkbar, daß dieser liebeglühende Ritter, dessen Schwüre der Treue sie als ein heiliges, unwandelbares Wort geglaubt, um derenwillen sie sich ihm hingegeben hatte, plötzlich andern Sinnes geworden sein solle? — Ha, das war wieder ein Hoffnungsstrahl, diese Unmöglichkeit hielt sie fest, und als sie überzeugt war, daß Bernhard von Uechtritz wieder seine Wohnung verlassen konnte, suchte sie eine Gelegenheit, sich ihm zu nahen.

Der Uechtritzer hatte durch das Zusammentreffen mit Zapko und seine gefährliche Verwundung nur gewonnen. Der König, um dem Ritter eine Genugthuung zu geben und dabei zu zeigen, daß er nicht parteiisch für die Böhmen gesinnt sei und die übrigen Unterthanen seiner Krone ihretwillen kränken und beleidigen lasse, was leichtlich einen übeln Eindruck auf die Lausitzer Ritterschaft hätte hervorbringen können, erhob den Ritter zu einer bedeutenden Stellung in seiner unmittelbaren Nähe, und trug dadurch um so mehr bei, daß eine andere Leidenschaft, der Stolz, die Ehr=

sucht, jeden, auch den letzten vielleicht noch glimmenden Funken der Liebe für Drahomira in seinem Herzen unterdrückte. Der Ritter wohnte nun auf dem Hradschin im Königsschlosse.

Eines Abends kam er von einer Jagdpartie im Buboncer Forste zurück, als er in seinem Vorzimmer die Stimme seines Dieners laut streiten und den Eingang in das Herrngemach einem Weibe verwehren hörte. „So sterbe ich hier!“ rief das Weib, „ich weiche nur todt von diesem Platze, nicht lebend. Ich habe nichts mehr auf der Erde, was mich an das Leben fesseln könnte — hier sterbe ich!“ —

Das war Drahomira's Stimme; der Ritter erkannte sie und sah die Nothwendigkeit ein, Alles zu vermeiden, was Aufsehen erregen konnte und mußte. Er öffnete die Thür seines Gemaches.

„Da ist er!“ schrie Drahomira, und ohne daß es der Diener zu hindern vermochte, stürzte sie auf ihn zu, und ihn umklammernd, sank sie an ihm zu Boden.

„Schließe die äußere Thür fest,“ befahl Herr Bernhard, da er wohl einsah, daß dieser leidenschaftliche Aufruhr, in dem sich Drahomira befand, durch keine Strenge beschworen werden konnte, dann hob er sie auf und trug sie in sein Gemach, wo er sie in einen Armsessel niederließ.

Drahomira war so außer sich und ihre Augen

überströmten dermaßen von Thränen, daß sie unfähig war, zu sprechen; ihr Zustand konnte dem Ritter nicht entgehen. Er beobachtete ein tiefes Schweigen. Drahomira erhob sich endlich, und indem sie sich vor ihm niederwarf, rief sie voll Verzweiflung: „Barmherzigkeit! Barmherzigkeit!“

Und dann, als ob das Bewußtsein, bei ihm zu sein, plötzlich all' ihre Angst zerstreue, wie der Sonnenblick die Frühnebel, faßte sie rasch seine Hand und sprach: „Nein, nein! Du kannst mich nicht verstoßen, nicht verleugnen — Du bist es ja, mein Geliebter, den ich sehe, den ich umfange. O meine Angst, daß ich Dich nicht mehr sah, daß man mich wie eine feile Dirne zurückstieß von Deiner Thür! — Jetzt aber ist Alles vorüber, ich bin bei Dir und der Friede wird wieder in meine Seele kommen.“

„Wo ist der Goldreif von Deinem Finger hin?“ fragte der Ritter.

Drahomira erschrak sichtbar. „Dein Ring, Dein Siegespreis?“ fragte sie zitternd, „o mein Gott, er ist mir verloren gegangen, ich weiß nicht anders.“

„Er ist hier,“ antwortete der Uechtritzer kalt, „ich handelte ihn mit meinem Blute von Zapko von Zaan ein, der eben so flüchtig als ich auf der Strickleiter zu Dir in's Kämmerlein stieg und beim Morgengrau Dich wieder verließ — feile Buhlerin!“

Mit einem gellenden Schrei sank Drahomira zu Boden, dieser Schlag tödtete sie fast. Nachdem sie sich nach langer Pause erholt hatte, richtete sie sich auf. „Das ist es, was Dich abwendig machte von mir?“ rief sie, „und doch bin ich unschuldig, unschuldig an diesem Verbrechen, dessen Du mich zeihst. Ich rufe den Himmel zum Zeugen auf, daß ich Dir treu war, wie Dein Auge Dir treu ist. Zapko ist ein Verräther, der sich an mir rächen wollte, weil ich seine Bewerbung zurückwies, der unser süßes Geheimniß erspäht hatte — o, jetzt ist mir Alles klar, Alles!“ —

War es Mitleid oder ein rückkehrendes Gefühl aus früherer Zeit für Drahomira, der Ritter schien überzeugt von der Wahrheit ihrer Treue — so konnte ja auch nur die gekränkte Treue sprechen. Drahomira war glücklich, wie sie es lange nicht gewesen war, sie lag wieder an seinem Herzen — die Liebe vergißt schnell, und währte ihr Leiden ein Menschenalter hindurch, ein einziger Augenblick des Glückes, der Hoffnung überwiegt es tausendfach.

Drahomira erzählte, wie sie bis jetzt ihren Zustand vor ihrem Vater verborgen, der, obwohl er sie zärtlich liebe, sie um der Schande willen gewiß aus Herz und Haus stoßen werde, sie habe dann keinen Zufluchtsort, wo sie Schutz und Obdach finden könne.

Als sie an diesem Abende den Ritter verließ, war

zwischen Beiden die Verabredung getroffen worden, daß sie noch einige Tage im väterlichen Hause bleiben, dann aber dasselbe verlassen sollte, um von Herrn Bernhard an einen sicheren Ort, wo ihr Geheimniß verborgen blieb, gebracht zu werden.

Und so geschah es.

Drahomira verließ ihren Vater und verschwand aus dem väterlichen Hause. — In einem Hause unfern Prag, aber entfernt von allem Verkehr mit der heitern Moldaustadt, gänzlich abgeschlossen von der Welt, lebte Drahomira. Eine hohe Mauer umgab das Gebäude, und uralte Eichen zwischen demselben und der ersteren verhinderten jede Aussicht. — Drahomira war eine Gefangene, die — sie erkannte das nun zu spät — von dem Ritter auf diese Art beseitigt worden war. Ach, diese gräßliche Langeweile, diese furchtbare Erkenntniß ihrer Lage, ihres Unglücks machten ihr diesen Aufenthalt zur Qual — jetzt entschwand die letzte Täuschung, denn jeder sich erneuende Tag brachte ihr die Gewißheit, daß sie eine Vergessene war, der sich der Ritter gern entledigen wollte. Sie sah ihn nicht mehr, die Leidenschaft zu ihr war erloschen, seit sie unglücklich war.

In diesen Tagen des Elends, der Hoffnungslosigkeit strömte ihr Mund von Verwünschungen über; sie verfluchte das Wesen unter ihrem Herzen, welches bald

dem Tage seines Lichtes entgegensah; sie fluchte seinem Erzeuger, der kein Gefühl mehr für sie hatte. Wie gern wäre sie dieser entsetzlichen, qualvollen Gefangenschaft entflohen, um ihn aufzusuchen; aber die stets geschlossene Thür in der hohen Mauer, die Wachsamkeit des Castellans, eines feindseligen Mannes, der mit seinem Weibe, ihm gleich an Charakter, sie aufmerksam hütete, vereitelten jeden Versuch zur Flucht im Voraus.

In diesen Tagen des Elendes schlug die Geburtsstunde des Kindes. Der Haß, der Zorn, die wilde Aufregung des ohnehin leidenschaftlichen Gemüthes Drahomira's hatten furchtbare Verwüstung in ihrem Antlitz hervorgebracht; bleich und abgezehrt war dies einst so schöne Antlitz; die Augen, die sonst nur von Lebens- und Liebeslust glänzten, schauten stier und glanzlos unter den von Thränen stark gerötheten Wimpern hervor.

Sie gebar — als die ersten und größten Schmerzen des Körpers nachließen, erblickte ihr mattes Auge das unglückliche Wesen an ihrer Seite liegen, die Castellanin an ihrem Lager stehen. Drahomira hatte nur Augen für das Kind — die Liebe kämpfte mit dem Hasse, mit der Verzweiflung, die körperliche Schwäche besiegte endlich Haß und Liebe, eine tiefe Ohnmacht umschleierte ihre Sinne. Die Jugendkraft ihres Körpers ließ den Tod nicht nahen; als sie die Augen wieder

aufschlug, sah sie ihr Kind nicht mehr — ach, und dieses Kind des Fluches, das sie nur einige Minuten gesehen, hatte sich so fest in ihr Gedächtniß eingegraben, daß ihr erster Blick es suchte. „Wo ist es? wo ist es?“ rief sie in Todesangst, „mein Kind! mein Knabe! er hatte ein rothes Maal am Halse — ich hab's gesehen — das rothe Maal — wo ist mein Kind? — wo ist es denn? 's war ein ganz kleines Kindchen mit so kleinem Köpfchen und Armen — Himmel, mein Knabe! wo ist mein Knabe?“

„Fort!“ sagte die kreischende Stimme der Castellanin, „'s war todt — was soll's Euch da?“

„Es war lebendig, es regte sich, ich hab's gesehen!“ schrie Drahomira außer sich, „Ihr habt's getödtet, der Ritter hat's befohlen — mein Kind, meinen Knaben ermordet!“ Dieser entsetzliche Schlag zermalmte ihr Mutterherz und zerriß gewaltsam alle Fäden, die sie an das Leben banden und sie von dem Augenblicke an, als sie das Kind geboren hatte, mit erneuter Kraft dem Leben zuwendeten, da das Gefühl, Mutter eines Wesens zu sein, ihr neu und fremd war; ein Glück für die Aermste.

Eines Morgens, die Nachtwolken waren noch nicht ganz entflohen, trug sie der Castellan in einen an der Mauerpforte haltenden Wagen — man brachte sie in ein Kloster, wo sie als eine Wahnsinnige in einer ein=

samen Zelle Aufnahme fand. Hier war sie einer tiefen Ruhe überlassen; aber ihre Phantasie belebte die Einsamkeit, sie sprach mit ihrem Kinde, sie hätschelte es, gab ihm die süßesten Namen, und dann wieder, wenn eine Erinnerung an das Gräßliche ihren gestörten Geist durchbebte, schrie sie auf, Flüche strömten über ihre Lippen, eine fürchterliche Wuth trieb ihr den Geifer vor den Mund, sie ras'te, und dieser Zustand, der öfters wiederkehrte, ward Veranlassung, daß man sie in ein unterirdisches Gewölbe bringen mußte, wo der Tag nur schwach hereindämmerte, die Dunkelheit hingegen als Herrscherin waltete.

Lange Jahre waren vergangen, als eines Tages Lärm und Angstgeschrei das stille Nonnenkloster durchhallte, die Hussiten hatten es überfallen und trieben wie gewöhnlich die ihre fürchterliche Gegenwart bezeichnenden Gräuel. Das wüste Toben scholl bis in das einsame Gewölbe, welches der Wahnsinnigen zum Aufenthalte diente. Es war ihrem Ohre ein fremder Laut, der grell gegen die gewohnte Stille contrastirte, sie horchte — ihr gestörter Geist schien dadurch plötzlich auf die Außenwelt gelenkt zu werden, eine feste Richtung anzunehmen, einen Punkt zu finden, an den sich ihre bisher von Nacht umhüllten Gedanken anknüpfen konnten.

Der Lärm wuchs, und auch ihre Anstrengung, zu

horchen. Je emsiger sie sich diesem Geschäfte hingab, all' ihre Aufmerksamkeit auf Einen Punkt zu concentriren, gleichsam ihre wirren Sinne in dem Einen, dem Gehör, zu sammeln, desto mehr trat die geistige Dunkelheit in den Hintergrund, der Schleier, der sie bis zu diesem Momente eingehüllt hatte, zerriß allmählig — sie schauerte vor ihrem Aufenthalte, sie fühlte ein Beben wie Fieber, in dieser unterirdischen Wohnung zu sein.

Jetzt hörte sie plötzlich Tritte und Stimmen in der Nähe. Ein Schrei der Angst entströmte ihren Lippen. Man öffnete von außen, ein starker Fußtritt stieß die in ihren Angeln kreischende Thür so heftig zurück, daß sie krachend an die Mauer flog — ein furchtbarer Schreck schüttelte Drahomira's Gestalt zusammen und diese Einwirkung war so günstig für sie, als ob eine kräftige Faust mit einem Male die Verhüllung von ihrem Geiste herabgerissen habe — ihr Auge starrte nach der weitgeöffneten Thür, rother Fackelglanz blendete sie. „Leuchte, Hund!“ schrie ein wilder, herkulisch gebauter Mann dem Klosterknechte zu, der zwei Fackeln trug und dem einige Hussiten folgten. Der Erstere trat näher, er stand vor Drahomira — eine Pause folgte, dann schrie sie laut: „Zapko von Zaan!“ —

Ja, es war der Hussitenhauptmann Zapko von Zaan. Das unselige Blutvergießen hatte ihn nach

Böhmen zurückgeführt, und durch seine Keckheit, durch den tollen Muth, den er bei jedem Kampfe zeigte, hatte er es bis zum Hauptmann gebracht, dem die Hussiten mit blindem Vertrauen überallhin folgten, auf sein Siegesglück bauend. Drahomira hatte ihn erkannt, sie war dem Leben, der geistigen Klarheit wiedergegeben.

In dem alten Schlosse der Familie von Zaan zu Jaromir herrschte außerordentliche Regsamkeit, nicht die des Friedens, sondern die des Krieges. Das alte Schloß galt als Beutemagazin der Hussiten, die unter der Führung Zapko's all' ihr gestohlenes Gut, so wie alle des Lösungsgeldes werthe und fähige Gefangene hierher schafften. Diese Raub- und Mordzüge unter dem Gewande fanatischen Eifers für die Sache, deren Panier sie führten, waren sehr einträglich. Wer hätte sich auch um die Thränen Derer, welche sie beraubt hatten, kümmern sollen? Das Recht des Stärkeren galt, der Widerstand wurde mit dem Tode bestraft und auf diese Weise für immer beseitigt.

Die wilden Kriegsleute ruhten im alten Schlosse zu Jaromir von dem Ungemache aus, das ihr Handwerk mit sich brachte. Wilder Lärm, Fluchen und Toben hallten in den Räumen des Schlosses wider, während in den Kellern und feuerfesten Gewölben unter

der Oberfläche die Gefangenen saßen, die man hier so lange in Gefangenschaft hielt, bis ihre Angehörigen sie mit schwerem Golde gelös't hatten.

In einem einsamen Kellergewölbe, in dem eine tiefe Dunkelheit herrschte, da kein Fenster den freundlichen Tagesschein hineinließ, der oben auf der Erde Alles in Glanz und Freude hüllte, denn der April zeigte sich gutgeartet, ohne jene häßlichen Launen, mit denen er in der Regel den jungen Lenz verdirbt und sich als treuloser Kumpan zeigt, lag auf einem kümmerlichen Strohlager ein Gefangener, seinen traurigen Gedanken hingegeben. Die Dunkelheit dieses Ortes war wohlthätig, denn sie verhüllte das von Gram weiß gewordene Haar des Mannes, eine Folge seines Schicksals. Gewöhnt an das Licht, war diese Finsterniß für ihn eine grausame Folter, grausamer als der Tod, der seiner hier wartete. Die jüngsten Erinnerungen dieses armen Gefangenen waren sehr trüber Natur.

Mit welchem Schmerze erinnerte er sich an das Steinkirchner Schloß, an welchem er, der Herr desselben, mit auf den Rücken gebundenen Händen gleich einem Verbrecher vorüberziehen mußte. Herzzerreißender Abschied, bei dem ihm sein Schicksal wie ein Schreckgespenst vor Augen trat. Mit diesen traurigen Erinnerungen verband sich die Sorge um die Seinen. — Waren sie gerettet? Hatte der Waldherr sein Wort ge-

löſ't? Dieſer letztere Gegenſtand beſchäftigte den Ritter außerordentlich, er war eine Qual, die nicht endete, weil jeder neue Augenblick auch dieſen furchtbaren Zweifel auf's Neue gebar.

Mehrere Wochen hatte der Uechtritzer, der in dieſer Art Haft, wie er ſie hier erduldete, deutlich herausfand, daß er zu keiner Freiheit mehr gelangen werde, in dieſem einſamen und traurigen Keller zugebracht, als — jeder Gefangene hat ein inſtinktmäßiges Gedächtniß für die Zeit, wenn er gewohnt iſt, ſeinen Wächter oder Kerkermeiſter zu ſehen — ſeine Aufmerkſamkeit durch ſchwere nahende Schritte eines Trupps Männer außerhalb ſeines Gefängniſſes gefeſſelt wurde.

Seine Thür wurde geöffnet, der Lichtflimmer zweier Laternen blendete ihm das an die Dunkelheit ſchon gewöhnte Auge — man brachte eine Schütte Stroh, die man an die dem Lager des Ritters entgegenſtehende Wand hinwarf, und dann führte man einen Gefangenen herein, der ſich ſchweigend auf das dürftige Lager ſetzte, während man ihn durch eine Kette am Mauerring feſt machte. Hierauf verließen die Huſſiten den Keller und ihre Schritte verklangen allmählig in der Ferne.

Die erſte Empfindung des Ritters war Freude, die Selbſtſucht iſt Jedem angeboren, wie es der Hang zur Mittheilung iſt — er war nicht mehr allein, dieſe furchtbare Einſamkeit, dieſes in die Seele hineindüſternde

Dunkel war durch einen unglücklichen Schicksalsgefährten belebt. Gewiß, es war die erste Freude, welche er in diesem traurigen Aufenthalte fühlte, die ihn jetzt ganz beherrschte. Mit welchem Entzücken horchte er auf die tiefen, schweren Athemzüge seines Genossen! — Diese Athemzüge schienen ihm schon eine Wohlthat für sein Ohr. Plötzlich hörte er den Mitgefangenen ausrufen: „Der Fluch des Himmels treffe diese Henker!“ —

Diese Stimme, sie war ihm bekannt, er bebte zusammen. „Ulrich Zeidler!“ rief er — der Andere stieß einen Schrei des Entsetzens aus.

„Wer ruft mich? Ist noch Jemand mit mir in diesem scheußlichen Loche?“

„Ich bin es!“ sprach der Uechtritzer, „ich — erkennst Du meine Stimme nicht mehr?“

„Um Gott! Herr Bernhard! Seid Ihr es, Herr Bernhard?“

„Ja, Unglücklicher, ich bin es!“

Der Waldherr sprang von seinem dürftigen Strohlager auf, die eiserne Kette klirrte, — auch der Ritter erhob sich — sie konnten sich nur die Hände reichen, die sie fesselnden Ketten hielten sie von jeder weiteren Annäherung zurück. „Auch Ihr — ein Ritter — hier angeschmiedet?“ rief der Waldherr, als er das Klirren der Kette hörte, die den Ritter kaum drei Schritte weit von seinem Lager thun ließ.

„Um den Tod, den ich zu erwarten habe, mir als einen Erlöser angenehm zu machen,“ antwortete der Uechtritzer mit Bitterkeit. Eine Pause folgte, dann den Gedanken an sein eigenes Schicksal vergessend, richtete er an seinen Mitgefangenen die Frage nach den Seinen.

Der Waldherr erzählte und endete mit folgenden Worten: „Ich hoffte den Tod in der Vaterstadt unter den Händen dieser Wütheriche zu finden, doch die rasende Megäre, die Euren Narren Sohn nannte, war die Schützerin meines Lebens, sie erwirkte bei Zapko von Zaan mir vor der Hand Begnadigung — aber ich verfluche sie um dieses nachsichtigen Mitleids willen, jetzt hätte ich schon geendet.“

„Verfluche sie nicht,“ sprach der Ritter mit einem ganz eigenthümlichen Tone, „der Fluch ist ein Unheil, das wir nie zurückrufen können.“ Und darauf hörte der Waldherr ihn halblaut vor sich hin sagen: „O mein Gott, wie wunderbar ist doch Deine Führung und wie seltsam Deine Wege!“

Der Waldherr wußte nicht, was er darüber denken sollte, aber er schwieg.

Nach einer langen Pause sagte der Ritter: „Es ist uns verborgen, wie lange wir diesen Kerker theilen müssen, wer von uns zuerst den Tod erleiden und den Andern verlassen muß. So will ich denn Dir meine

Beichte ablegen, Du bist Der, welcher sie hören muß. Unterbrich mich nicht.“ —

Der Waldherr fühlte einen Schauer bei dem Gedanken, daß das Schicksal, welches den Ritter betroffen, und die Einsamkeit in diesem finstern Orte eine traurige Wirkung auf seinen Geist hervorgebracht habe, und schwieg bestürzt über diese Vermuthung.

Nach einigen tiefen Athemzügen begann der Uechtritzer: „Als ich noch in der Blüthe meiner Manneskraft stand, lebte ich am Hofe zu Prag, — der Glanz der königlichen Nähe lockte mich weniger, als die Leidenschaft zu einer Jungfrau des Bürgerstandes. Zapko von Zaan drängte sich zwischen diese Liebe, und sie erkaltete in meinem Herzen, aber nicht in dem der Jungfrau, die sich bereits Mutter fühlte. Ich hatte sie verlassen, der Ehrgeiz, den die Gnade König Wenzels, der mich liebgewonnen hatte, in meiner Brust erweckte, verdrängte bald jedes Andenken an Drahomira. Monate vergingen, und sie war mir nichts mehr, und stieg ja ein Gedanke der Reue über meine That in mir auf, so wurde er schnell hinweggetilgt durch die Ehrsucht und durch die Erinnerung an ihre Treulosigkeit, mit welcher der schändliche Zapko sich gebrüstet hatte — ich glaubte nicht an diese Treulosigkeit Drahomira’s, ich kannte ihre Liebe zu mir; aber das war das Falsche in meinem Herzen, daß ich

mich freute, einen Grund zu haben, sie zu verlassen. Drahomira glaubte keinen andern Freund auf der Welt zu besitzen als mich, in Verzweiflung drängte sie sich zu mir, und ich fürchtete von ihr Verrath des Geheimnisses. Sie war sehr unglücklich! Um alles Aufsehen zu vermeiden, das meiner Ehre nachtheilig gewesen sein würde und mir in der Gunst des Königs und des Hofes hätte schaden können, täuschte ich sie. Auf meine Veranstaltung wurde sie in ein von Prag abgelegenes Landhaus eines Freundes von mir am Hofe gebracht, dem ich mich vertraute — sie wäre in's Grab gestiegen, wenn ich es von ihr gefordert hätte, so liebte sie mich, solch' ein unbedingtes Vertrauen hatte sie zu mir. Ich sah sie nicht mehr. Sie war eine Gefangene, mit dem einzigen Vorrechte, keinen Hunger und Durst zu leiden. Diese Einsamkeit und mein Verrath an ihrem Herzen, die nahe Stunde der Geburt des Kindes machten sie wahnsinnig.“ Der Ritter hielt hier ein, und an den schnellen, tiefen Athemzügen, die von seinem Lager herüberhallten, hörte der Waldherr, daß diese traurige Erinnerung eines begangenen schweren Unrechts ihn tief erschütterte. Nach einer langen Pause fuhr der Ritter fort in seiner Erzählung: „Ich war nicht so ruchlos, um die Aermste, wenn auch im Wahnsinne, zur Mörderin ihres, meines Kindes zu machen, und des Castellans Weib hatte von mir den Auftrag erhal-

ten, ihr in den schweren Stunden beizustehen und mir das Kind zu bringen, welches ich von verschwiegenen Leuten erziehen lassen wollte. Dies geschah. Erst später erfuhr ich, daß die furchtbaren Wehen in der schweren Stunde Drahomira's Wahnsinn gelichtet, daß sie Mutterfreude an dem gebornen Knäblein gefühlt, daß aber der Raub desselben die schrecklichste Wirkung in ihrem Geiste hervorgerufen und sie wieder, und zwar dem höchsten Grade des Wahnsinns verfallen sei. Durch den Beistand des Freundes, welcher mir das abgelegene Landhaus als Versteck für sie überlassen, gelang es mir, die Aermste unter einem andern Namen in ein weit von Prag entferntes Nonnenkloster als eine wegen schwerer Vergehen wahnsinnig gewordene Büßerin bringen zu lassen. So hatte ich das Geheimniß und meine Uebelthat für ewig begraben."

„Und das Kind? was wurde aus dem?" fragte der Waldherr.

„Das Kind? — ja, das Kind liegt hier mit seinem Vater im Kerker, und Beide sehen dem Tode entgegen," antwortete der Ritter fast tonlos.

„Wie? was redet Ihr, Herr?" rief der junge Gefangene, trotz dem hemmenden Geschmeide wie von einem Gespenste erschreckt vom Lager aufspringend.

„Die Wahrheit," entgegnete der Uechtritzer, „hier finden und erkennen sich Vater und Sohn!"

„Herr des Himmels!“ schrie der Waldherr, „Ihr, mein Vater? Nein, es ist nicht möglich!“

„Zur selben Zeit, als Drahomira der schweren Stunde der Niederkunft entgegensah,“ hob der Ritter an, „befand sich auch Herr Conrad Zeidler mit seiner jungen Frau in der Prager Stadt bei den Verwandten der Letztern. Auch sie sah ihrer schweren Stunde entgegen, und der Zufall wollte, daß die Aermste ein todtes Knäblein gebar an dem Tage, an welchem Du das Licht der Welt erblicktest. Herr Conrad liebte seine Frau zu zärtlich, um ihr den Schmerz zu bereiten, kein Kind zu besitzen — ich theilte ihm mein Geheimniß mit, und so entschloß er sich zu einer Täuschung, die meinem Sohne seinen Namen gab. Seine junge Frau, durch die schwere Entbindung an den Rand des Grabes gebracht, genas endlich, und fand in Dir, mein Sohn, ihr Glück. Erst sechs Jahre später wurde ihre Ehe durch einen Sohn gesegnet, den Du Bruder nennst, und dessen Anwesenheit in Prag ihn den Mörderhänden der Hussiten entrissen hat. Herr Conrad war mein Freund, er hat Dich geliebt mit dem Herzen eines braven Mannes, der dem Kinde seines Freundes nur Gutes thun will — Niemand entdeckte das Geheimniß, das er sorgfältig wie ein Heiligthum in seiner Brust verschloß.“

„Ihr, mein Vater?!“ rief der Waldherr nach einer Pause.

„Ja, Dein Vater! der Dich liebte, der erst in dieser Stunde, in diesem traurigen Dunkel Dir dies Geheimniß entdeckt. O, könnte ich Dich sehen, Dich umarmen — o, daß diese Fesseln mich hindern, Dich an mein Vaterherz zu schließen!“ Bei diesen Worten schien es, als mache der Ritter eine heftige Bewegung des Zornes, die Kette klirrte, der Fall eines Steines, der auf dem Fußboden aufschlug, folgte fast augenblicklich hinterher. „Frei! ich bin frei!“ schrie der Ritter, daß es wie Posaunenruf in dem Gewölbe wiederhallte, „mein Sohn! mein Sohn!“

Der junge Bürger fühlte, wie die heißen Thränen aus dem Vaterauge seine Wange netzten. Der Moment war ergreifend — Vater und Sohn hatten sich in tiefer Kerkernacht gefunden — lange Zeit fehlten die Worte, der Augenblick war zu erhaben, um den gepreßten Herzen Beider einen Ausdruck zu gönnen.

Als der gewaltige Sturm der Empfindungen nachließ, fragte der Waldherr mit bebender Stimme: „Und meine Mutter?“ —

„Deine Mutter?“ entgegnete der Ritter; „Du hast sie gesehen, es ist jenes Weib, welches Dein Leben rettete, indem es Dich zu einer größeren Rache aufsparte.“

„Wie? die Mutter Eures Narren?“ fragte der Waldherr, und in seinem Tone lag der Abscheu ausgedrückt, den dieser Irrthum ihm einflößte.

„Ein thörigter Wahn umstreift sie, eine zufällige Aehnlichkeit," antwortete der Uechtritzer. „Du hast ein Maal am Halse, ein rothes Maal, als ob eine Flamme sprühe; auch der Narr trägt ein solches, nur auf der andern Seite des Halses und weiter oben, daß es stets sichtbar war, während Dein Maal tiefer unten und leicht zu verbergen ist."

Eine Pause folgte, dann sagte der Waldherr: „Die Mutter rettete also ihren Sohn im blinden Wahne, daß er der Mörder jenes abscheulichen Verräthers ist, den sie für die Frucht ihres Leibes hält?"

Der Ritter schloß ihn auf's Neue in die Arme. „Im Glücke durfte ich Dich nicht anerkennen als meinen Sohn, jetzt im Unglücke darf ich es!" rief er; „ach, es ist ein Glück, das ich der Rache Derjenigen verdanke, die ich im Glücke verleugnet habe!"

Diese Scene wurde unterbrochen durch das Geräusch von Schritten, die außerhalb des Kellerganges sich hören ließen. Der Ritter setzte sich auf sein Lager, bald darauf öffnete sich die Thür, der Schein einer Laterne fiel in das dunkle Kellergewölbe.

Kain trat ein, eine große breite Narbe schien seine Stirn in zwei ungleiche Hälften zu theilen, des Waldherrn Schwert hatte sie geschlagen. Kain blieb an der Thür stehen, seine unförmliche Gestalt zeichnete sich auf dem dunkeln Mauergrunde wie ein compacter,

tiefer, unheimlicher Schatten ab. Eine lange Pause folgte, das schwache Laternenlicht ließ die beiden Gefangenen nicht erkennen, wer es sei, bis Kain endlich ein gellendes Gelächter aufschlug und seine Laterne seitwärts niedersetzte. „Hei! seid Ihr hier? der stolze Herr und das schmucke Bürgerlein! Kennt Ihr den Kain noch, Euern Narren, den Fußschemel Eurer Laune?“

„Was willst Du hier, Kain?“ fragte der Ritter, sich ein wenig aufrichtend, „willst Du uns retten aus diesem Kerker?“

„Ich? Ich?“ schrie Kain wild, „verflucht sei meine Seele in den tiefsten Höllenpfuhl, wenn ich einen Fußtritt zu Eurer Rettung thue — nein, ich bin hier, um zu sehen, wie der Herr des Narren selber zum Narren geworden ist, oder zum Hunde, der an der Kette liegt, festgeschlossen, daß er nicht beißen kann. Und mich zu ergötzen, bin ich hier, an dem schmucken Fant, der um meine blonde Liebste, die Elsbeth, minnte wie ein girrender Tauber vor'm Neste.“

„Geh', Verrückter, reize meinen Zorn nicht,“ sprach Herr Bernhard; „hätte ich früher eine Ahnung gehabt, welch' ein böses Herz Du hast, Du hättest unter der Peitsche des Vogts Deine schändliche Seele aus dem eben so schändlichen Körper gehaucht, ehe Du diesen Tag erlebtest.“

Kain schlug abermals ein gellendes Hohngelächter

auf. „Wir sind einander werth, der Apfel fällt nicht weit vom Stamme!“ kreischte er, „'s hätt' Euch gewiß Vergnügen gemacht, Euern Goldsohn todtpeitschen zu lassen, nicht wahr? Jetzt aber wird's mir Vergnügen machen, Euch, meinen Vater, viertheilen zu sehen. Freut Euch das? Nur Geduld bis morgen, der Zapko hat mir sein Wort gegeben, daß ich an Euch und dem schmucken Bürgerfant meine erste Henkerprobe machen soll. Das ist mein Festtag morgen — Ihr sollt Beide an die Mißgeburt von Narren denken!“ —

Eine Pause folgte, es war die Erstarrung über das schreckliche Todesurtheil, welches ihnen der rachsüchtigste aller Henker verkündete. Dies dumpfe Schweigen, welches Kain bezeugte, wie die Herzen der beiden Gefangenen vom Entsetzen gefesselt waren, wurde plötzlich durch einen tiefen, schauerlichen Ton geendet, den der Ritter, zugleich von seinem Strohlager aufspringend, ausstieß.

Kain sah seinem Beginnen ohne Furcht zu, denn er hielt es für eine lächerliche Anstrengung der Wuth, die ihn nicht treffen könne, da der Verhöhnte vermittelst einer Kette an die Mauer geschlossen war und ihn also nicht erreichen konnte. Aber eben so schnell wich diese Furchtlosigkeit von Kain, als der Uechtritzer mit den Worten: „Verfluchter, Du sollst morgen keinen Festtag feiern in unserm Blute!“ auf ihn zustürzte

und die Kette, womit seine beiden Hände gefesselt waren, mit einer so furchtbaren Schnelligkeit über Kains Kopf schwang, daß durch die Gewalt, mit der die gewichtigen eisernen Glieder auf des Schändlichen Nacken niederfielen, und den momentanen Ruck, welcher ihn nach vorwärts riß, Kain nicht mehr Herr seiner Füße war. Indeß, nur der unvermuthete Angriff erstarrte ihn, er ahnte ja nicht, daß der Ritter der Kette ledig sei, die ihn an die Mauer fesselte.

Kain war in die Kniee gesunken wie ein Stier von einem starken Genickstoße, aber er ermannte sich, und seine Arme umschlangen des Ritters Leib — ein entsetzlicher Kampf, nur von dem schwachen Schimmer des Laternenlichtes beschienen, begann — vergebens rüttelte und riß der Waldherr an der Kette, die ihn nur wenige Schritte von der Wand frei ließ, es war ihm nicht möglich, sich loszureißen. Und vor seinen Augen, ohne daß er dem Ritter beistehen und den schändlichen Verräther niederschlagen konnte, rangen diese Beiden; Wuth, Rache, Abscheu stärkten Jeden mit Riesenkraft. Kain schlug seine Zähne in die Arme des Ritters ein, während dieser die Handkette durch einen glücklichen Schwung um seinen Hals schlang. Aber indem er den Rothkopf mit der größten Kraftanstrengung erdrosselte und die starken vierkantigen Kettenglieder gewaltsam in das Fleisch seines Halses und in den Kehlkopf preßte,

fühlte auch er einen plötzlichen empfindlichen Schmerz im Unterleibe.

Aus Kain's Munde, Nase und Ohren stürzte ein Blutstrom, er hörte dann auf zu athmen, sein unförmlicher Körper, auf den Knieen ruhend und durch die Arme, die er um die Hüfte des Ritters geschlagen, emporgehalten, wankte, die Arme fielen schlaff an den Seiten nieder — tiefschnaubend ließ der Uechtritzer die um den Hals des Unholds eng zusammengezogene Kette locker und wickelte sie ab — Kain stürzte leblos zur Seite nieder, im Falle mit dem Kopfe die Laterne zerschmetternd, deren schwaches Licht plötzlich erlosch — tiefes Dunkel folgte der gräßlichen Scene, der Ritter wankte nach seinem dürftigen Lager, auf welches er ächzend niederfiel.

„Ihr lebt?“ rief der Waldherr.

„Gott sei gelobt! — Ich lebe, um bald zu enden,“ antwortete Herr Bernhard, „er hat sich gerächt, ein Messer mir in den Leib gestoßen.“

„Verflucht sei dieser Verräther!“ schrie der Waldherr außer sich, „o mein Vater! großer Gott, ich kann nicht zu Euch, kann Euch nicht helfen, nicht beistehen — diese Kette — dies Dunkel!“ —

Der Ritter stieß plötzlich einen Mark und Bein durchdringenden Schmerzschrei aus, dann hörte ihn der Waldherr nur schwach athmen.

„Mein Vater! Himmel, erbarme Dich unser und gieb uns Hilfe und Rettung!“ —

„Ich ... riß das ... Messer aus der ... Wunde!“ stöhnte der Uechtritzer, „welch' ein rasender Schmerz!“

Gewiß war dieser Augenblick noch gräßlicher als der vor Kurzem beendete Kampf, die Finsterniß schon verstärkte den Eindruck der Angst und des Entsetzens.

„Mein Blut ... strömt ... ich werde sterben ... o mein Sohn ... mein Sohn!“ —

Diese einzelnen abgebrochenen Worte zeigten nur zu deutlich, wie groß der Schmerz sein mußte, welcher diesen starken Mann beugte und Klagelaute aus seinem Munde dringen ließ. Der Waldherr wagte keine Frage mehr, jedes Wort mußte ja einen moralischen Schmerz bei dem zum Tode Verwundeten hervorbringen; so herrschte eine fürchterliche tiefe Stille in dem nächtlichen Kerker, nur unterbrochen von dem Schmerzgestöhn des Ritters, den nach einer langen Weile der Waldherr sagen hörte: „Nicht durch Henkershand, und ... doch durch die Hand meines Henkers ... o Gott, erbarme Dich meines Sohnes, wie ... Du Dich meiner erbarmtest! laß ihn nicht ... unter Henkershand sterben.“

Und wieder folgte eine tiefe Stille, über des Waldherrn Wangen rannen heiße Tropfen, die Dunkelheit verhüllte die Thränen der Angst und Verzweiflung. Endlich wurden rasche, leichte Schritte hörbar, die den

Gang außerhalb herkamen, die nicht geschlossene, nur angelehnte Thür ließ den Schall der Tritte besser in das finstere Kellergewölbe dringen, ein schmaler Lichtstreif glänzte endlich durch die Spalte zwischen der Thür und deren Verkleidungsrahmen herein uud zeichnete sich wie ein heller, dünner Faden auf dem dunklen Steinboden des Kellers ab; dann wurde die Thür heftig aufgemacht, Drahomira mit einer qualmenden Pechfackel erschien auf der Schwelle.

Das rothe, glühende Licht der Flamme färbte den Dampf röthlich, und so erschien dies Weib mit dem bleichen Gesichte und starren Blicke wie ein Gespenst der Hölle. Der Waldherr schien vor dieser Erscheinung so erschrocken, daß ihm die Fähigkeit der Sprache fehlte. „Kain!“ rief das Weib in den Keller hinein. — Der Ritter richtete sich mühsam auf. „Drahomira,“ sagte er leise und schwach — „tritt ein, ergötze Dich, wenn es Dir Freude macht, an dem Tode Dessen, der Dich verleugnete und in's Elend stieß.“

„Wo ist Kain?“ rief die Böhmin, als ob eine düstere Ahnung des Geschehenen in ihr aufstiege.

„Hier liegt er, ich habe ihn erdrosselt!“ antwortete der Uechtritzer mit Anstrengung.

Ohne zu antworten, trat Drahomira einen Schritt über die Schwelle, das Glühlicht der Fackel erleuchtete nun den Keller. „Mein Sohn! Kain!“

brüllte sie mit einer furchtbaren Stimme, welche den höchsten Grad des Entsetzens und des Schmerzes ausdrückte, schleuderte die Fackel zu Boden und warf sich über den Körper des Erdrosselten hin, denselben umklammernd und auf das blutige häßliche Gesicht des zur Leiche Gewordenen ihr Antlitz drückend.

Der Moment war herzerschütternd. Endlich richtete sich Drahomira auf, ihre Augen ruhten stier auf dem Ritter. „Du hast ihn getödtet? Du hast mein Kind ermordet, wie Du mich in das Grab eines ewigen Kerkers, in die Nacht geistigen Todes stießest!“ rief sie. „Die Mutter und ihr Kind hast Du vertilgt — Ungeheuer, ich verflu...“

„Höre mich, Drahomira, höre mich!“ unterbrach sie Herr Bernhard mit Anstrengung aller seiner Kraft und Unterdrückung des wüthenden Schmerzes, der in jedem Athemzuge neu erwachte — „ich sterbe mit ihm, seine Rache trachtete nach meinem Blute, er sieht sie nicht mehr, aber er hat sie erreicht.“

„Du stirbst mit ihm? er hat Dich zum Tode verwundet?“ jubelte Drahomira, „hörst Du es, Kain? hörst Du's, Sohn des Fluches? er stirbt durch Dich!“

„Ein Geheimniß habe ich Dir zu entdecken,“ fuhr der Ritter fort — „tritt näher, Drahomira, meine Kräfte verlassen mich. Beweine dies Scheusal nicht, das ich aus Mitleid von der Straße, wo man es aus-

gesetzt, aufnahm und es zu meinem Mörder erzog, Kain ist nicht Dein, nicht mein Sohn — hier siehe ihn! Dem Du aus Rache das Leben erhieltest, weil er Kain, den Verräther, niederschlug, dieser ist Dein Sohn! Bei dem höchsten Gott, vor dem ich bald erscheinen werde, schwöre ich es — er ist Dein und mein Sohn, das Kind, das ich Dir gleich nach der Geburt nehmen ließ, weil man mir gesagt hatte, Du seiest geisteskrank."

„Soll ich es jetzt wieder werden?" rief die Böhmin.

„Zeige ihr das Maal, mein Sohn, daß sie sich überzeugt — eine zufällige Aehnlichkeit bei dem schändlichen Verräther, den ich um derselben willen in meiner Nähe duldete und ihm Wohlthaten erzeigte, täuschte Dich." —

Fast mechanisch und wie unter der Einwirkung einer höheren Macht öffnete der Waldherr sein Gewand, und als er den Halskragen zurückschlug, erblickte Drahomira ein ähnliches Maal, sie stieß einen Schrei aus und stand wie am Boden gewurzelt. Herr Bernhard erklärte ihr das Geheimniß, das er bis auf diese Stunde vor aller Welt bewahrt hatte.

„Und glaubst Du es?" fragte die Böhmin den Waldherrn.

„Ja, ich bin sein Sohn, Blut von seinem Blute!" rief dieser feierlich, „hier waltet kein Betrug, keine Täuschung — der Himmel ließ es geschehen, daß meine

Mutter, die mich nicht kannte, von der ich nichts wußte, mein Leben erhielt, als es bereits verloren zu sein schien." — Eine Pause folgte, das Weib stand regungslos, als wäre das zu viel auf ein Mal zu fassen, dann aber sank es plötzlich in die Kniee und ein Thränenstrom schoß unter heftigem Schluchzen aus ihren Augen. Ha, diese Thränen waren lindernder Balsam für dies von Elend, Haß und Rache gefolterte Herz. — Es giebt einen Schmerz, der eine Wohlthat ist für die Seele, die er trifft. Dieser dunkle, jetzt durch die am Boden fortlodernde Fackel erhellte Kerker hatte Verzweiflung und Mord gesehen, jetzt diente er zum Schauplatze der Versöhnung, des Friedens, er umschloß ein Geheimniß, das nur Einer erfuhr, Zapko von Zaan.

In der Laubaner Stadt war der Friede wieder eingekehrt, die Blut- und Brandspuren vernichtet, welche das Hussitenvolk zurückgelassen als Denkmal seiner Anwesenheit. Die Brandfackel dieses Krieges war mit dem Tode des Hussitenfeldherrn Prokopius, den Meinhard von Neuhaus in der denkwürdigen Schlacht in der Ebene von Böhmisch Brod gänzlich schlug, zum Heile der Völker erloschen.

Nach langer Zeit waren die Nonnen wieder nach ihrem verlassenen Kloster in Lauban zurückgekehrt, und

die erste Feier, die dasselbe sah, war die Einkleidung einer adeligen Jungfrau.

Das Volk drängte sich in der kleinen Klosterkirche, um diese so bedeutungsvolle Feier zu schauen.

Zur nämlichen Stunde war ein junger Mann mit bleichem Gesichte eingewandert in die Stadt, und als die Klosterglocke ihren Segensgruß über die Stadt hin rief, da schien eine Stimme in seinem Innern ihn zu mahnen, die Wiederkehr in die Heimath im Gotteshause zu feiern. Der Zufall brachte ihn in die Nähe des Altars, und wie die zum letzten Male in ihrem jungen Dasein in weltliche Pracht als Braut gekleidete Novize eintrat, erkannte der junge Waldherr die schöne Elsbeth von Uechtritz, die er nur als Schwester lieben durfte.

Ein tiefes, schneidendes Weh durchzuckte sein Herz, über sein Dasein hatte sich ein trübender Schleier gebreitet. Er stand so ganz allein in der Welt, die Bande des Blutes fesselten ihn an die Uechtritz'sche Familie, und doch trennte ihn das Geheimniß seiner Geburt und sein bürgerlicher Stand von jeder vertrauteren Annäherung an dieselbe, und wieder fesselte ihn sein Geburtsgeheimniß an seinen bürgerlichen Stand und an den Namen und die Familie Zeidler, während ihn das Blut von derselben trennte und ihn seinen Namen nur wie einen mitleidig geliehenen betrachten ließ.

Aber auf immer blieb in seiner Brust verschlossen,

was er im alten Schlosse der Zaan zu Jaromir erlebt. Dort ruhten Vater und Mutter, der Erstere dem Tode verfallen durch Kains Tod, der Mutter Geist aber, zerstört von der Leidenschaft des Hasses und der Rache, von der Verzweiflung und dem namenlosen Elend, das sie in ihrer Jugend erduldet, war wieder in Nacht versunken; im Wahnsinn hatte sie ihr Leben geendet, aber nicht ohne einen treuen Pfleger. Der Waldherr, dessen Leben sie von Zapko erfleht, in dessen Herz ein menschlich Rühren drang, als er Alles erfahren, schloß ihr das gebrochene Auge.

Sechs Jahre später nach jenem Sturme der Hussiten auf Lauban, den wir in vorliegenden Kapiteln geschildert, kehrten erst die gefangenen Bürger aus der Gefangenschaft auf dem Schlosse zu Jaromir zurück nach der Heimath. — Jahrhunderte sind seit jener traurigen Zeit verflossen, aber in der Chronik der Stadt Lauban wird der Name des Ritters Bernhard von Uechtritz auf Steinkirch nie erlöschen; er starb aus Gram in Zapko's Gefangenschaft, heißt es in derselben. Auch Kains Name steht darin aufgezeichnet, mit dem Brandmaale des Verraths und der Untreue befleckt. Alles hat sich verändert im Laufe der Zeit. Des Steinkirchers Schloß trägt noch so ziemlich die alte Gestalt, aber die Wallgräben und Zugbrücken sind verschwunden — ein friedlicher Landsitz, glänzt es jetzt als eine Perle im anmuthigen Queißthale.

Die

Heirath im Sturme.

Humoreske aus dem Auswanderer-Leben

von

Fr. Lubojatzky.

Die Erbsentaufe.

„Verwünschter Kerl! ... Vermaledeiter Kerl! ach, Du mein Gottchen im Himmelreiche! meine Haare! meine Jacke! ... Hat mir der verdammte Abimelech die ganze Erbsenbrühe über den Kopf geschüttet! nichtswürdiger Halunke!“

Der so jammerte, war der dicke Bauer Schimmelpfennig.

Es konnte nichts Lächerliches geben, als ihn auf der untersten Stufe der steilen Treppe, die aus dem Raume hinauf auf's Verdeck führte, sitzen zu sehen, Haar und Jacke mit Erbsen garnirt.

Das war eine Zufallstaufe gewesen.

Der Koch hatte zum „Schaffen“ gerufen, das heißt, Jeder sollte mit seinem Eßgeschirr auf Deck kommen und sich seine Portion holen. Heute gab's

Erbsengericht mit geräuchertem Schweinefleisch, eins von jenen Gerichten, welche den Auswanderern jederzeit munden, vorzüglich wenn sie die abscheuliche Seekrankheit überstanden haben und der Appetit sich wie ein ungestümer Gast wieder eingefunden hat. Die Passagiere auf der „Hoffnung", wie das kupferbodene Schiff hieß, welche seit ihrer Abfahrt von Bremerhafen erst seit ein paar Tagen mit Appetit zu essen anfingen und zur Mittagszeit den Ruf des Koches „Schaffen" kaum erwarten konnten, denn die Seekrankheit hatte sie Alle tüchtig durchgebeutelt, waren wie in wilder Flucht, als der tröstende Ruf erscholl, die steile Treppe, die viel Aehnlichkeit mit einer Hühnerleiter hatte, hinaufgeklettert; nur der Schimmelpfennig lag wie ein Pascha von dreizehn Roßschweifen groß und breit in seiner Coje, das heißt, in seiner Schlafstelle. Er hatte es nicht nöthig, wie die Andern, zu laufen, denn seine Tochter Käthe, ein Kernmädel von achtzehn Jahren, besorgte das Essen, und in Betracht ihrer hübschen blauen Augen that der Koch das Möglichste, und Familie Schimmelpfennig stand sich nicht schlecht dabei, denn in der Regel hatte Schönkäthchen ein oder gar zwei Schöpflöffel voll mehr in ihrem Eßkumpen, als die andern Passagiere.

Mehrere der Fahrgenossen kamen schon wieder mit der gefaßten Portion, nur Käthe nicht. Dem Papa

Schimmelpfennig wurde bange um's Herz, denn auf der ganzen Fahrt hatte er das eben nicht beneidenswerthe Vergnügen, diese Tochter auf Schritt und Tritt zu hüten, das junge Mannsvolk war wie der Teufel hinter dem hübschen Mädchen her. Besonders zeichnete sich in dieser Beziehung der lustige Gottlieb Knorr, der Schullehrer von Gmünd, aus. Wo Käthe ging und stand, war immer der Knorr bei ihr und hinter ihr, und hatte immer was Interessantes dem Mädchen zuzuflüstern.

„Mädel, ich drehe Dir das Genick um, wenn Du mit dem langbeinigen Schulmeister von Gmünd eine Liebschaft anzettelst. Der Bursche ist zwar ein weitläufiger Verwandter von uns, ein Vetter, aber er hat für mich was Abscheuliches. Der Teufel hole alle hungrigen Verwandten, ich kann sie für den Tod nicht leiden, wollen blos an uns rupfen und pressen, um sich satt zu schlingen — kenne das schon. Und dieser Schulmeister ist ein frecher Gesell, lacht wie ein Schießvogel, und thut nebenbei nichts, was mir Freude machen könnte.“

Käthe hörte die heilsame väterliche Ermahnung mit großer Ruhe an und antwortete darauf:

„Wenn mir der Knorr gefällt, heirathe ich ihn ohne Federlesen, merk' sich das der Vater.“

Ja, die Käthe war ein Wettermädchen, so derb

und fest, wie nur irgend ein Mädchen sein kann, und dabei von kräftigem Gemüthe, keine Thränenlampe, wie so Viele bei solchen väterlichen salbungsvollen Reden sich vielleicht darstellen würden. Den Schulmeister hatte sie einmal lieb, und 's ist ein alter Satz in der Welt: die Weiberherzen, das heißt die rechten, nicht die flattrigen, sind verzweifelt zäh und halten fester als Stahl und Eisen, wenn's ihnen grade anliegt, an Etwas fest zu halten.

Als nun Papa Schimmelpfennig, um nachzusehen, wo denn die Käthe bliebe, die Hühnerleiter von Treppe hinaufkletterte, kam der Schulmeister mit seinem vollen Eßkumpen die Treppe herunter.

Auf einer Schiffstreppe zu gehen, erfordert für Landratten, wie die Matrosen alle Bewohner des festen Landes zu nennen pflegen, ein gewisses Studium, denn die immerfort schwankende Bewegung des Schiffes versetzt den Passagier zuweilen in ein Torkeln, daß er sich kaum aufrecht erhalten kann.

„Herr Vetter!“ rief der Schulmeister, „gehen Sie zurück! Zwei nebeneinander auf so schmaler Treppe ist ganz unmöglich. Einer kommt in die Brüche dabei.“

„Da scheer' Er sich zum Teufel, ich weiche nicht!“ entgegnete Schimmelpfennig.

„Na, ich auch nicht.“

In diesem Moment, wo jedenfalls von Schimmelpfennigs Seite verschiedene Redensarten zu erwarten waren, schwankte das Schiff stärker als gewöhnlich, der Schulmeister konnte nicht schnell genug das Tau fassen, das, an der Seite der schmalen Treppe angestrafft, statt Geländer den Passagieren diente. Er schwankte einige Male hin und her, und einen Augenblick später war es bei ihm um's Gleichgewicht geschehen. Was jetzt erfolgte, war ein Werk des Augenblicks im strengsten Sinne des Wortes. Mit einer Neigung nach vorn flog der Schulmeister, seinen Eßkumpen mit dem Erbsengericht und einem Stück Räucherfleisch in beiden Händen, die Treppe hinunter, kopfüber, und das Unglück entleerte den Eßkumpen über den hartmäuligen Schimmelpfennig dergestalt, daß er, kaum aus den Augen sehen könnend, von Erbsen über und über begossen unten am Boden lag und gewaltig schrie und zappelte. Der Schulmeister lag viel weicher, er war auf den dicken Bauch des Vetters gefallen, und sprang wie der Wind auf, sich aus dem Bereiche des mit dem Erbsengericht Getauften in schnellster Flucht zurückziehend. Freilich war's bei ihm auch nicht ganz ohne die Auszeichnung, Erbsen statt im Magen auf dem Kragen zu haben, abgegangen, aber ein so leichtes, fideles Blut, dem, zum größten Aerger Schimmelpfennigs, nicht einmal die Seekrankheit viel

Erhebliches angehabt hatte, machte sich den Henker aus einem Mittagsbrot.

Mit einem höllischen Gelächter war er aufgesprungen und wieder hinaufgerannt. Die Matrosen waren seine guten Freunde, da war auch nicht Einer, der ihn verdrossen angeschaut hätte, denn der Schulmeister, ein tüchtiger Geiger, spielte, wenn sich's halbweg auf dem Deck thun ließ, die lustigsten Tanzstückchen, und sang auch ganz allerliebste Lieder zum Todtlachen, so daß der alte Steuermann, der Friede Born, ihn ein Prachtstück nannte, wie sie es noch bei keiner Fahrt nach New-York auf dem Schiffe gehabt hätten. Und wenn so ein alter Meerfisch dergleichen Ausspruch that, dann war es ganz gewiß wahr, denn die Seeleute sind den Landratten in der Regel nicht so recht gewogen, und wo es möglich ist, ihnen einen Schabernack anzuthun, geschieht's von ihrer Seite sicherlich. Die mit den Eßkumpen rückkehrenden Passagiere lachten höllisch, als sie den dicken Schimmelpfennig so mit der Erbsentaufe jammernd und schimpfend auf der untersten Stufe sitzen sahen. Einer der Matrosen, der unten im Raume zufällig zu thun hatte, sagte, als er den Dicken so in der Sauce sah: „Gott verdamm, dat is dat größte Stück Schweinefleesch mit Erbsen, dat ick mein Lebtag gesehn."

„Hol' Euch Alle der Teufel, ihr Belialsbrut!"

schrie Schimmelpfennig, wüthend aufspringend und in den Raum hinein rasend, wo er die Jacke vom Leibe riß und den Kopf von den Erbsen, die wie dicke gelbgewordene Perlen an seinen Haaren hingen, unter grimmigem Schimpfen auf den niederträchtigen Abimelech, wie er den Vetter Schulmeister nannte, zu reinigen begann, was eben keine angenehme Beschäftigung war.

„Na, Herr Nachbar, Pomade brauchen Se wohl uf 'n halbes Jahr hinaus nicht mehr, denn Se sein ja schmählich ingesalbt — übrigens Speck und Schweinefett ist jut für de Haare. Wissen Se, die Slowaken ...“

„Ach, halten Sie 's Maul! kümmern Sie sich um Zwirn und Nadel, das ist besser, als über and're und rechtschaff'ne Leute sich zu moquiren!“ fiel dem kleinen Schneider Leuchtkugel der Schimmelpfennig grob in's Wort.

„O ne! ne! sehen Se mal — Se sein wohl janz allene rechtschaffen hier unter uns Mädchen? Des verbitt ick mir, Männeken. Se sein nich um 'n Haar besser, als mir, merken Se sich dat. Wenn Se mit mich anbändeln, sein Se schief gewickelt, ick gebe Se 'ne Kastanje vor 'ne welsche Nuß zu beißen, dat Se an mir denken sollen. Schreiben Se sich des hinter Ihre lange Ohren, Männeken.“

Schimmelpfennig fand nicht für gerathen, mit dem großschnäuzigen Berliner Schneider anzubinden, der, wie die Erfahrung schon sattsam während der Fahrt bewiesen, die beste Manier besaß, die Leute mit dem Maule todt zu schlagen, denn gegen den konnte keine Menschenseele aufkommen. Leuchtkugel war eine echte Berliner Pflanze, die, in der Heimath ausgerottet, weil der Mensch Gott und alle Welt angepumpt hatte, ohne je Jemand zu bezahlen, jetzt nach Amerika hinüber segelte, um, wie er sagte, den Leuten dort im Fortschritt Unterricht zu geben und, hinsichtlich der Civilisation, den Staar zu stechen, was eigentlich nur so viel hieß, als sie tüchtig anzupumpen.

Jetzt kam Käthe mit dem Essen.

„Dachte schon, Du wolltest über Nacht bleiben,“ sagte Schimmelpfennig sehr ärgerlich.

„Wär' auch bald so geworden, denn mir wurde sehr schlimm, daß ich mich erst erholen mußte,“ war die Antwort.

„Aber was macht denn der Vater da? Hat denn der Vater einen Eßkumpen auf dem Kopfe getragen, daß er sich so begossen hat?“

„Eßkumpen auf dem Kopfe tragen? — Bin doch kein Seilschwenker, der sich sein Brot durch Balanciren verdient,“ knurrte Schimmelpfennig. „Der Abimelech ist Schuld, hat sich böslicher Weise, als er

mir draußen auf der verdammten Hühnertreppe begegnete, auf mich losgestürzt und mir seine Erbsen auf den Kopf geschüttet.“

„Meinen Caro hat das janz wohljethan,“ warf der Schneider daneben wieder ein. „Der Caro hat 'n delikate Mahlzeit davon gehabt; die janzen Erbsen und des Schweinefleesch, des Se haben liegen lassen, Herr Nachbar, hat sich der Caro zu Gemüthe jezogen. Nicht wahr, mein Caro, wenn's alle Tage so käme, könnt's Dich jar nischt schaden? O Du bist 'n prächtiger Hund, frißt Erbsen mit Schweinefleesch!“

Der Schimmelpfennig wurde jetzt ganz ruhig, er sagte kein Wort mehr, denn das sah er wohl ein, mit dem Berliner Schandmaul von Schneider, der es so recht absichtlich d'rauf anlegte, ihn in Harnisch zu bringen, konnte er nicht in die Schranken treten — da war er im Voraus verloren.

Lange Zeit hatte er kein Essen mit so viel Gift und Galle hintergeschluckt, als dies Mal die Erbsen mit dem Schweinefleisch. Wenn es möglich und seinem Magen zuträglich gewesen wäre, er hätte den Abimelech, den Berliner Schneider, sich selber und die ganze Welt verschlungen vor Aerger. Käthe indeß aß mit größtem Appetite, und sagte, als noch ein Stück Fleisch und ein Theil Erbsen in der Schüssel blieb:

„Das werde ich dem Vetter Knorr geben, daß er nicht hungert.“

„Und Rattengift d'rauf — Rattengift, Blausäure und ... und ...“

„Na, Männeken, Se wern doch noch was Jutes uffinden vor Ihren leiblichen Vetter — ick wer Se helfen, Jünstigster — legen Se 'n man dat hübsche Mädchen in den Kumpen, er verjießt mein Seel uf de Erbsen und 's Schweinefleesch, und ist mit dem Mädchen janz zufrieden.“

Der Schimmelpfennig stieß blos einen tief brummenden Ton aus, wie ohngefähr ein Bär, der von einer Honigfalle einen tüchtigen Schlag auf den Kopf bekommen hat. Der Schneider und der Abimelech von Schulmeister waren ihm die fatalsten Geschöpfe auf Gottes Erdboden.

Die Käthe ließ sich nicht abhalten, sie ging, da sie den Vetter Knorr nirgends im Raume sah, mit dem Eßkumpen hinauf. Er saß ganz fidel im untern Mastkorb, und als ihm Käthe den Kumpen mit Essen wies und hinauf rief, er möge doch einmal herunter kommen, sang er lustig, wie der Don Juan, von oben herab:

„Reich' mir die Hand, mein Leben,
Komm in mein Schloß mit mir.“

und fuhr wie ein Blitz aus der Wolkenregion an der Strickleiter herunter.

„Käthe, himmlisches Wesen, ich habe schrecklichen Appetit, denn es ging unmöglich an, daß ich mich an Deines Vaters Kopf und Jacke zu Tische setzte — das siehst Du und jeder Passagier der „Hoffnung“ ein. Nicht wahr?“

„Vater ist fuchswild,“ sagte Käthe — „Du machst aber auch lauter dumme Geschichten, Gottlieb.“

„O, Mädchen meiner Seele, das war eine höchst ernsthafte Geschichte, denn ich konnte mindestens einen Hals dabei brechen, und dann war es aus mit dem Gottlieb für immer. Aber 's ist kein Hals dabei gebrochen worden, nichts als mein Eßkumpen ging zu den Vätern, also Gott Lob!“

„Se, jutes Männeken, kratzen Se aus, Ihr künftiger Schwiegerpapa kommt,“ warnte der Berliner Schneider, der an Beide herantrat, im Vorbeigehen — „sehen Se, Männeken, da hat 'n 's Gewitter schon. Sagen Se juten Morgen, und jehen Se rasch ab mit den Erbsen und dem Schweinefleesch.“

„Guten Morgen!“ rief der Schulmeister lachend, und mit dem Eßkumpen in der einen Hand, stieg er, mit der andern sich anklammernd, mit einer wahrhaften Katzenschnelligkeit die Strickleiter wieder hinan, und schwang sich in den Mastkorb, von wo er hinunter rief:

„Liebchen ade —
Scheiden thut weh —
Morgen — nein heute — sitz'n wir in See."

„Verwünschter Abimelech! steckt's Mädel schon wieder bei ihm!" brummte Schimmelpfennig, der jetzt auf dem Deck entlang schritt, Gift und Galle im Herzen — „wie werde ich den verdammten Kerl nur los!"

„Männeken! der Mastkorb is 'ne schöne Jegend," bemerkte der Berliner Schneider ironisch — „möchten Se nich och 'nuf?"

„Hol' Sie der oder jener!" war die Antwort.

„Se sein artig," lachte der Schneider — „wären wir man in Berlin, sollten Se sich wundern über mir."

Familiäres.

Dorfschulmeister sein, ist ein saures Stück Brot. Den ganzen lieben langen Tag mit den gottlosen barfüßigen Rangen sich herumärgern, einen Gehalt für all' den Aerger beziehen, daß man das Tuch zum Rocke selber weben, und sich das Garn zu den Hemden selber spinnen möchte, um nur so wohlfeil als möglich dazu

zu kommen, denn nirgends will es ausreichen, und wenn nicht manchmal Schlachten oder Kindtaufe, Hochzeit oder auch Begräbniß in der Gemeinde wäre, so käm' das ganze Jahr kein guter Bissen an einen unglücklichen Dorfschulmeister. Das ging dem Gottlieb Knorr so. Von allen armen Dorfschulmeistern war er der ärmste, denn Vater und Mutter waren ihm schon im zartesten Kindesalter gestorben, mit der Hinterlassenschaft war nichts, denn obwohl jeder vernünftige Mensch gedacht hätte, der Gottlieb werde von seinem Vater, dem reichen Müller, einen hübschen Batzen Geld erben, so fand sich doch kaum so viel vor, daß der Mann standesgemäß begraben werden konnte. Und keine Menschenseele hatte geahnt, daß die stattliche Mühle nicht sein Eigenthum sei, Jeder hatte ihn für so reich gehalten, wie er es von sich machte. Nach seinem Tode aber kam's heraus. Da meldete sich der reiche Fassel, der Brauer, mit einer Schuldverschreibung, die klar darthat, daß alles Großthun des verstorbenen Knorrmüllers oder Mittelmüllers, wie sie ihn in der Umgebung besonders zu nennen pflegten, nur ein künstlicher Schein gewesen, daß eben die Hoffart den Wohlstand des Mannes untergraben, und seine Leidenschaft, heimlich und hoch zu spielen, sein Glück, gerade so wie die sieben mageren Kühe des Pharao die sieben fetten, aufgezehrt habe. Die Müllerin war schon ein

Jahr früher mit Tode abgegangen, da hörte sie doch wenigstens nicht, wie ihr Mann, mit dem sie sonst in der friedlichsten Ehe gelebt, nach seinem Hinscheiden beraisonnirt und verwünscht wurde. Ja, ja, verwünscht von Vielen, die ihm in gutem Glauben und Vertrauen ihr Erspartes geliehen, weil der Mann große, bedeutende Getreidekäufe machte, und es aussah, als könnte er ein ganzes Herzogthum kaufen, wenn er nur wollte. Die waren Alle um ihr Geld, und die Wahrheit kam an den Tag, daß er dem Spielteufel die schönen geliehenen Kapitalien geopfert. Für sein übrigbleibendes Söhnlein, den Gottlieb, da war's freilich am allertraurigsten. Unter solchen Umständen fand das arme Kind keinen Freund, keinen Unterstützer, es fiel der Gemeinde zur Last — was sollten sie sonst mit ihm machen? es lebte doch einmal und mußte ernährt werden. Damals zählte der Knabe ohngefähr sechs Jahre, und der Wandel des Schicksals, aus dem väterlichen Hause, wo es ihm an nichts mangelte, in das Gemeindehaus gesteckt zu werden, wo Schmalhans Küchenmeister war, trat recht feindselig und fühlbar an den armen Jungen heran. Im ganzen Dorfe war auch Niemand, der eine gute Gesinnung hinsichtlich seiner geäußert und sich seiner traurigen Lage erbarmt hätte, obwohl Jedermann einsah, daß der schuldlose Knabe nicht für seines Vaters Unthat konnte. „Ei,

was geht uns dem Schuldenmacher seine Range an? Wir haben so genug an dem großthuigen Kerl verloren — wäre schön, wenn wir noch sein Pflänzlein kascheln und hätscheln sollten, als wäre sein Vater für uns ein Wohlthäter gewesen.“ So hieß es in Bobersbach allgemein, denn von dem Mittelschlage der Bewohner hatten die Meisten beim Knorrmüller größere oder kleinere Summen eingebüßt. Das konnten sie ihm nicht vergessen und übertrugen den Haß nun auf den Knaben, der sollte dafür büßen. Das Gemeindehaus zu Bobersbach war wahrhaftig, trotzdem recht wohlhabende Leute in's Dorf gehörten und des Hochmuthes viel daselbst zu finden war, eins der schlechtesten in der ganzen Gegend. Deßhalb war es auch die letzte Rettung für die Ortsarmen, wenn alle Hoffnungsstricke bei ihnen gerissen. Und 's hieß deßhalb auch allgemein, daß im Bobersbacher Gemeindehause nichts als Gesindel hause, das zuletzt keinen andern Ausweg vor sich sah, wenn es nicht durch eine „ungewöhnliche“ That sich einen Bürgerschein auf Lebenslang in's Zuchthaus verdienen wollte. Ehrbare, durch Schicksale und Unglück heruntergekommene Leute fand man da nicht vor, denn Jeder hatte vor der Existenz im Gemeindehause höllisches Grauen, und es waren schon Fälle vorgekommen, daß rechtschaffene Arme, die durch hohes Alter oder sonstige Umstände auf diese letzte Rettung angewiesen wurden,

sich das Leben genommen hatten; aber das zog bei den Bobersbachern nicht, sie waren schrecklich zähe und harte Gemüther. In diesem ehrenwerthen Institute, mitten unter Galgenstricken und schlechter Gesellschaft, die nicht das tägliche Brot werth war, wäre der Gottlieb Knorr gewißlich zu einem schlechten Subjecte herangereift, denn seine Augen sahen nichts Gutes, seine Ohren hörten nur Schimpf- und Fluchwörter, wo hätte der arme verlassene Knabe da eine für sein Alter passende Anleitung finden sollen, um dereinst als rechtschaffener Mensch dem großen Ganzen zu nützen? Er wäre untergegangen, wie so viele arme Waisen untergehen müssen, die von aller Liebe auf dieser Erde verlassen sind. Der schlimmste aller Feinde seines verstorbenen Vaters war der Bauer Schimmelpfennig, ein Verwandter sogar, der, als der Müller noch lebte und der Schein der Wohlhabenheit demselben einen Nimbus verlieh, dessen bester Freund zu sein schien. Auch er hatte einige hundert Thaler Kapital von dem Verstorbenen zu fordern, und der Haß, den er dem im Grabe liegenden Schuldner nachtrug, ging auf das arme hinterlassene Kind über. Der Schimmelpfennig war ein habsüchtiger Mensch. Wenn er gewußt hätte, aus dem Blute des armen Waisenknaben Gold zu erpressen, um sein verlorenes Kapital mit Zinsen zurück zu gewinnen, würde er sicher dem Kinde das Blut

entzogen haben. Am besten stellt sich für den Leser der schmutzige Charakter dieses Menschen heraus, wenn er erfährt, daß er, nicht zufrieden mit dem Vermögen, das er auf verschiedene Weise erschunden — man schätzte ihn doch für einen Mann von ungefähr 18 bis 20,000 Thalern — noch, obwohl Käthe seine einzige Tochter war, den Entschluß faßte, nach Amerika, dem Lande, wo so viele Leute steinreich geworden waren, hinüber zu segeln, blos um noch mehr Geld zusammenzuschlagen. In Bobersbach hatte er sein hübsches Grundstück verkauft und war nun auf der Hinreise nach dem gelobten Lande, wo, seiner Hoffnung nach, für ihn Milch und Honig fließen sollte. Aber trotzdem er ein sehr reicher Auswanderer war — denn mit so viel Vermögen wird wohl selten ein Auswanderer versehen sein, in der Regel treibt Jeden, und zwar meistens Familienväter, die Hoffnung auf Besserung ihrer eben nicht glänzenden Umstände aus der lieben deutschen Heimath fort — hatte er es doch vorgezogen, sich und seine Tochter Käthe allen jenen Unbequemlichkeiten zu unterwerfen, welche den Passagieren des Raumes, das heißt den armen Auswanderern zu Theil werden, während die Cajüten-Passagiere alle nur mögliche Bequemlichkeiten hinsichtlich der Kost und Wohnung genießen. Aber daran war seine Filzigkeit Schuld, er kam ja mit einigen 20 oder 30 Thalern wohlfeiler weg, und

um solch' eine Summe hätte er Gott weiß was ausgestanden.

Doch, kehren wir wieder zu dem armen Waisenknaben Gottlieb Knorr zurück. Ein ganz unbedeutendes Ereigniß diente ihm zum Glücke. Der alte Schulmeister in Bobersbach war gestorben und ein neuer dafür an seine Stelle gesetzt. Dieser, Seiffert mit Namen, gewann den armen Gottlieb, dessen Unglücksgeschichte er gehört, recht lieb, uud da auch der Knabe zu ihm Neigung zeigte, entschloß er sich, ihn zu sich zu nehmen und zu erziehen. Freilich gab das böses Blut im Dorfe, man raisonnirte darüber, und vorzüglich der Schimmelpfennig that sich in allerlei Schandreden gewaltig hervor. Man müsse dem Schulmeister den Brotkorb etwas höher hängen, damit er nicht so üppig werde und in's Künftige seiner Barmherzigkeit Schranken zu setzen wisse, und was dergleichen mehr war. Gottlieb wurde, trotz aller Feindseligkeit der Bobersbacher, der Pflegesohn Seifferts, und fast hätte man glauben sollen, der Letztere habe halb und halb einen prophetischen Geist in sich, der's ihm zugeflüstert, aus dem Gottlieb könne was Tüchtiges werden.

Ein paar Jahre später sang der Gottlieb mit heller, glockenreiner Stimme schon in der Kirche vom Blatte herunter, wenn der Schulmeister, wie es alle Vierteljahre geschah, eine geistliche Motette mit seinen

größten Schulkindern aufführte, und er war kaum fünfzehn Jahre alt, als er auch schon auf vieles Verwenden Seifferts eine Freistelle im Lehrerseminar erhielt und Bobersbach verließ. Der Gottlieb war ein offner Kopf, der Alles leicht begriff, was Andern kaum durch Eintrichtern beigebracht werden konnte; indeß eben so leicht begriff er eine Menge toller Streiche. Einen so heit'ren Jungen gab's fast nicht mehr, das Ernsthaftsein wurde ihm außerordentlich schwer, und selten ging ein Tag vorüber, wo er nicht einen Spaß ausgeführt hätte.

Der Schimmelpfennig sagte so recht giftig, wenn darüber gesprochen wurde: „Na, na, da habt Ihr die Range. Sein Vater war ein Taugenichts, der Junge ist's nicht minder.“

Während der dicke Schimmelpfennig so spinnegiftig redete, wußte er nicht, daß in der That der Gottlieb ihm ganz in der Stille auf den Leib rücke. Der noch nicht 15jährige Knabe hatte in Schimmelpfennigs Käthchen ein ganz allerliebstes Mädchen entdeckt, das ihm sehr gut war, und in den Herzen beider Kinder entspann sich jenes heilige Gefühl, das, mit den Jahren bis zur Leidenschaft wachsend, sie nie mehr verließ.

Als der Gottlieb vom Seminar zurückkam, war er ein stattlicher Bursche von fast 19 Jahren, und hübsch wie ein Kavalier. Er wurde Adjuvant bei seinem Pflegevater. Nur die Außenseite war an ihm

verändert, das Herz war geblieben, grade so wie es gewesen, so lustig und guter Dinge, so freundlich gegen Alle und so treuliebend gegen die Eine, welche in den Strafjahren des Seminarlebens, denn die Seminarjahre waren Höllenjahre der Entbehrung, wie sein guter Schutzgeist immer vor seiner Seele geschwebt und ihn zur Ausdauer angeeifert hatte. Jetzt war Käthchen im siebzehnten Jahre das hübscheste Mädchen von ganz Bobersbach; der dicke Schimmelpfennig hatte große Rosinen im Kopfe, wie hoch er die Tochter verheirathen wolle. Der Erblehnrichter, ein Mann, der schon zwei Weiber gehabt, die eben nicht Rosentage an seiner Seite genossen hatten und glücklicher Weise gestorben waren, warf seine Augen auf Käthchen, und wenn auch deren Vater an dem Freier im Stillen Manches auszusetzen fand, so überwog doch in seinen Augen der Umstand, daß der Erblehnrichter ein reicher Mann sei, jede andere Bedenklichkeit, und beim Glase Wein wurde es ausgemacht, daß Käthchen nächste Pfingsten Frau Erblehnrichter werden sollte.

Die Nachricht schlug freilich wie ein Donnerwetter in das stille Liebesglück der Beiden. Käthchen sagte zu Gottlieb: „Dem kratze ich die Augen aus, dem häßlichen Menschen. Wenn ich einmal eine Frau werden soll, so will ich die Deinige werden, keines andern Mannes Frau.“

„Goldnes Käthchen," rief Gottlieb vergnügt, sie umarmend — „wir lassen nicht von einander, und wenn alle Erblehnrichter der ganzen Welt Dich heirathen wollten. Warte nur, dem spiel' ich einen Streich, daß er sich rückwärts wie ein Krebs zurückziehen soll. Paß mal auf!"

Und so geschah es auch. Eines Sonntags nach der Kirche kam der Gottlieb Knorr zum Erblehnrichter und sagte ihm rund heraus, daß aus seiner Heirath mit Käthchen nichts werden könne, denn er habe ihr Herz und das Versprechen ihrer Hand.

„Er ist wohl närrisch, Mosje?" fragte der Erblehnrichter aufhorchend. „Wer kümmert sich denn um Ihn? Mach Er, daß Er fort kommt, sonst laß ich Ihn von meinen Knechten aus dem Gehöfte bringen, daß Er sich verwundern wird. So 'ne Frechheit von solch einem Guk in die Welt! 's ist erstaunlich!"

„I nu, so sehr zu verwundern ist's grade nicht, denn wenn ich Euch, Herr Erblehnrichter, an die hübsche Susanne Marschall drüben in Hermsdorf erinnern möchte, die Ihr belogen und betrogen habt und die jetzt mit zwei Kindern dasitzt, so denke ich, wird ein Erstaunen das andere aufwiegen. Heute laßt Ihr mich durch Eure Knechte hinauswerfen, und morgen weiß ganz Bobersbach, was Ihr für ein Zeisig seid, und 's Gericht erfährt es auch."

Der Erblehnrichter wurde etwas aschgrau. Die Teufelei mit der Susanne Marschall war für ihn ein Messer, das ihm in's wilde und zahme Fleisch schnitt. Wenn das Alles herauskam, dann war's mit seinem Heirathsproject auf Käthchen vorbei, denn im Zuchthause macht Niemand Hochzeit.

„Nun, Herr Erblehnrichter, bei der ganzen Sache ist weiter nichts nöthig, als Ihr probirt's einmal, wie es die Krebse machen, Ihr gehet zurück von Eurer Absicht. Ihr thut das, oder ich mache Euch eine heimliche Freude, daß Ihr mich in Euer Stammbuch vor Vergnügen schreiben werdet. Für Euch ist keine Käthe gewachsen, merkt Euch das — die gehört mein — die wird Frau Schulmeisterin."

Ganz Bobersbach steckte die Köpfe zusammen, als es ruchbar wurde, der Erblehnrichter sei von der Partie mit Käthe Schimmelpfennig zurückgetreten. Käthchens Vater kriegte vor Aerger Magenkrämpfe über diesen Affront. Unterm Siegel der größten Verschwiegenheit vertraute ihm der Erblehnrichter, warum er so und nicht anders handeln könne, denn dem Mosje sei nicht zu trauen.

Von der Zeit an hatte der Schimmelpfennig einen wüthenden Haß auf den Gottlieb Knorr, den er einen nichtswürdigen Abimelech nannte. „Der Kerl muß aus Bobersbach," sagte er, „eher ruhe ich nicht.

Das wäre was Sauberes! ich könnte nicht einmal meine Tochter verheirathen, an wen ich Lust hätte, daß er nicht dazwischen führe und die Partie rückgängig machte. Der Teufel soll den Burschen holen — er muß fort!" —

Der Gottlieb kam auch ein halb Jahr später aus Bobersbach und wurde Hilfslehrer in Gmünd, einem wenigstens **16** Stunden von Bobersbach entfernten Marktflecken. Sechzehn Stunden sind eine hübsche Entfernung. Da kann man nicht auf einen Tag hin und wieder zurück. Das Herz wollte dem Gottlieb schier brechen, als er Abschied nahm. Die Nacht war so dunkel, daß es ihm nicht einmal vergönnt war, Käthchens Gesicht zu sehen — alle Tage mit dem Mädchen zu reden, würde ihn der Vater Schimmelpfennig schön gefenstert haben, deshalb mußte es in der Nacht geschehen, als das ganze Dorf schlief. Sie hielten sich lange umarmt, dann sagte der Gottlieb:

„Käthchen, wir wollen nicht jammern und weinen, daß wir jetzt auseinander müssen, ich habe das Unglücklichsein nie vertragen können, wir wollen lieber das Schicksal tüchtig auslachen, das uns ein Schnippchen schlagen will. Mit der Fröhlichkeit kommen wir am besten durch, ein fröhlich Herz hat Gott lieb — und ich bin eins durch und durch, denn Gottlieb heiß' ich ja auch. Also Muth, Käthchen — Muth und Hei-

terkeit! Du heirathest nicht, und sollte der Alte mal rappelig werden und was ganz Unerwartetes hier vorgehen, da schreib' Du mir 's — ich lauf' Tag und Nacht zu Dir — 's wär' doch merkwürdig, wenn wir 's nicht durchsetzten!"

„Durchsetzen? ich will Ihn be=durchsetzen, Er verdammter Abimelech!" schrie Schimmelpfennig, der seiner Tochter aufgelauert hatte — „der Satan soll Ihm lange Beine machen, oder ich schlage sie Ihm entzwei."

„Ist gar nicht nöthig, Schwiegerpapa, ich heirathe Sein Käthchen mit kurzen und mit ganzen Beinen, ein zerbrochener Schulmeister ist die schlechteste Partie von der Welt. Leb' wohl, Herzkäthchen — mit uns ist's richtig! Adje, Schwiegerpapa, sorge Er für hübsche Ausstattung und suche Er die alten Species immer heraus, daß es Ihm nicht so schrecklich sauer nachher wird, denn ich — ich werde ganz sicherlich Sein Schwiegersohn!"

„Nichtswürdiger Abimelech! hätt' ich nur den Phylax mitgenommen, der hätte Ihm die Waden bearbeitet."

Gottlieb war in der dunkeln Nacht wie verschwunden — Vater und Tochter hatten aber noch einen tüchtigen Auftritt mit einander. Die Käthe war aber kein feiges Mädel, das sich so leicht in's Boxhorn jagen läßt. „Und wenn sich der Vater auf den Kopf

stellt, ich heirathe den Gottlieb und keinen Andern,“ sagte sie. „Zum Heirathen gehören übrigens zwei, Mann und Weib; wollen die, da ist’s für immer richtig; wollen sie nicht, da kann sich die ganze Sippschaft d’rum zerreißen, ’s wird doch nichts d’raus.“

Der Schimmelpfennig dachte bei sich, das wäre nur so eine Rederei; indeß der Glaube kam ihm in die Hand, daß bei Käthchen mehr dahinter war, denn so oft er ihr eine Partie vorschlug, sagte sie kurz:

„Nein! ’s wird nichts d’raus — ich und der Gottlieb wollen nicht.“

Der Alte wäre fast aus der Haut gefahren vor Grimm, aber das half Alles nichts, der Abimelech lag ihm wie ein lebendiger Alp auf der Seele.

Zwei Jahre waren vergangen, da bekam sein Aerger einen Ableiter. Aus Bobersbach waren vor drei Jahren ein paar Häusler nach Amerika ausgewandert, und nun kamen auf einmal Briefe von ihnen in’s Dorf. Die Schilderung, die sie von ihrem Leben dort machten, war außerordentlich anziehend.

„Jetzt sind wir Herren, wie wir früher arme Hunde waren, die vor Hunger kaum bellen konnten. Hätten wir nur ein kleines Kapital von einigen tausend Thalern baar in der Hand, so könnten wir uns mehr Grund und Boden ankaufen, als Bobersbach in Allem zusammen besitzt. Ueberhaupt wird der, welcher Geld

mit herüber bringt, in kurzer Zeit zum reichen Manne. Veits Samuel hat jetzt ein Besitzthum von wenigstens, nach unserm Gelde in Europa gerechnet, **50,000** Thalern Werth, und brachte nur ein Kapital von nicht ganz **2000** Thalern mit herüber. Seine Tochter, die Margarethe, ist an einen steinreichen Farmer verheirathet — in Bobersbach wollte keine Menschenseele anbeißen. Kommt nur zu uns herüber, das Herrenleben wird Euch schon behagen, 's ist doch was ganz Anderes bei uns hier, als in Europa. Wir lachen manchmal beim Hirschbraten über alle Eure Dummheiten drüben, und denken: „Na, wer's nicht besser haben will und in Vaters Hütte hocken bleibt sein Lebelang, dem geschieht's schon recht.“

Der Brief, der in der Schenke öffentlich vorgelesen worden war, hatte den tiefsten Eindruck auf die habsüchtige Seele Schimmelpfennigs gemacht. Die Bauergutsbesitzer von Bobersbach kamen ihm jetzt wie arme Schlucker vor, und er sagte zu sich selber: „Wäre ich denn nicht ein Esel, wenn ich hier sitzen bleiben wollte, während ich drüben ein Herr aus dem ff werden kann? Jetzt bin ich erst ein Fünfziger, zähes Leben habe ich, das Nervenfieber und die Cholera haben unverrichteter Sache bei mir abziehen müssen, dreißig Jahre kann ich mit Spaß noch erleben, und vollends als ein Herr aus dem ff. Und die Käthe — 's ist sehr gut,

daß die Käthe so bocksbeinig that, was wäre sie jetzt auch besonders? eine Frau Erblehnrichter, daß sich Gott erbarm'! oder sonst so was! — die Käthe reiß' ich dem nichtswürdigen Abimelech aus dem Halse, und drüben heirathet sie einen Millionär."

Diese schmeichelhaften Hoffnungen waren es, die den dicken Schimmelpfennig nach Amerika führten. Besonders lachte er selbstzufrieden in sich hinein, wenn er an den Schulmeister, den Abimelech, gedachte. Der war geprellt und konnte dann mit langer Nase abziehen. Freilich erstaunten die Leute in Bobersbach nicht wenig, als sie hörten, der Schimmelpfennig wolle fort nach Amerika. Einige sagten, er müsse einen Sparren zu viel im Kopfe haben, denn es wäre die größte Dummheit, wenn Jemand in so guten Umständen, der hier keinen Kummer und Sorgen habe, auswandern wolle; Andere wieder gaben ihm vollkommen Recht, denn in Amerika da werde der Mensch erst ein Mensch und hätte sich vor keinem Teufel zu schmiegen und zu biegen, es solle nur Jeder auswandern, da würde es auch hier anders werden. Käthe sagte zur Verwunderung Schimmelpfennigs kein Wort. Das war ihm lieb, denn es hätte doch am Ende harte Tänze gesetzt, die Käthe hatte sonst ihren eigenen Kopf, der auf dem, was sie durchsetzen wollte, fest und beharrlich bestand. Vom Abimelech war gar keine Rede

mehr, es schien fast, als sei der ihr aus dem Gedächtniß gekommen, ja nachgerade zeigte Käthe sogar Sehnsucht nach der Reise in den fremden Welttheil, als wenn sie dort ein ungeheures Glück hoffte. Der Schimmelpfennig hatte sein Gut verkauft und eines schönen Morgens ging's fort. Das war ein Glück verkündender Morgen, denn das schönste Wetter und eine Sonne begrüßten die Auswanderer, als hätten diese eine Fahrt zwischen Blumenbeeten vor sich. Aber die stille, geheime Freude Schimmelpfennigs, seine Tochter vom Schulmeister getrennt zu haben, verwandelte sich in nicht geringen Aerger, als er einsah, daß Käthe auch, ohne ihn erst zu fragen, für sich gehandelt hatte. Sie befanden sich auf dem Schiffe, das bei Bremerhafen lag. Der Capitain ging ungeduldig auf dem Verdeck hin und her. Er sagte, der Wind sei so günstig, daß er jetzt absegeln wolle, aber es seien noch einige vierzig Mann Auswanderer angemeldet beim Rheder, die noch erwartet werden müßten.

„'s ist doch eine schändliche Langsamkeit,“ brummte Schimmelpfennig. „Wenn die Leute mit fort wollten, sollten sie sich doch auch zu gehöriger Zeit einstellen, das wäre ja blos ihre verdammte Schuldigkeit.“

Endlich sah man einen Everkahn heranschwimmen.

„Gott sei Dank!“ sagte der Capitain — „da kommt der letzte Transport endlich — in einer hal-

ben Stunde sind wir flott. 's ist auch die höchste Zeit.“

Der Kahn legte an, es waren mehr als vierzig Passagiere, die mit Kisten und Kasten, Tonnen und Tönnchen und Hutschachteln be= und überladen an Bord heraufstiegen, darunter mehrere Weiber mit Kindern. Das durch einander Krabbeln und das Geschrei der Leute, Jedes wollte seine Sachen haben, die Kinder quikten im unreinsten Discant, die Matrosen fluchten, im Raume, wo alle Bagage fest angebunden werden mußte, damit die schaukelnde Bewegung des Schiffes nicht Koffer und Kisten und Kasten unter einander werfe, war ein Leben wie ein Jahrmarkt, denn es ist kein Spaß, sich für so eine Reise mit allen Habseligkeiten einzurichten. — Dieser Tumult füllte allein eine Stunde fast, und als Alles am Bord herauf war und die Leute Zeit genug während der Fahrt hatten, sich noch vollends einzurichten, sich gegenseitig zu besehen, gab der Capitain das Signal, der schwere Anker wurde aus der Tiefe heraufgewunden, und das sanfte Schaukeln des Schiffes deutete an, daß es seine Fahrt beginne.

Nun eilte Alles auf's Deck, Jeder wollte die Heimath zum letzten Male sehen, Abschied nehmen von der theuren deutschen Erde, denn Keiner wußte ja mit Gewißheit voraus zu sagen, wie es ihm drüben im fremden Lande ergehen werde, ob seinen Hoffnungen

Erfüllung lache oder ihn Sorge und Kummer erwarte, die er mit dem Verlassen der Heimath für immer abgeschüttelt zu haben glaubte. Gewiß, der Augenblick des Scheidens vom Vaterlande ist für jeden Auswanderer, der nur ein wenig Gefühl in sich hat, ein schwerer, wichtiger, denn seine Vergangenheit sinkt mit jedem Momente mehr und mehr in die Vergessenheit, das letzte Schauen des einer Linie gleich dem Auge erscheinenden Landes ist gleichsam die Grenze zwischen den beiden gewaltigen Reichen, Vergangenheit und Zukunft.

Das ganze Verdeck war von den Reisenden angefüllt, Jeder schaute nach Deutschland hin, das immer mehr und mehr zurücktrat und in blauer Ferne sich verkleinerte, und zuletzt nur wie ein dicker graublauer Strich zwischen Himmel und Wasser sich darstellte, jede Minute lös'te sichtbar von diesem dunklen Striche eine Linie ab und bald verschwand auch die letzte Linie in der Dämmerungsferne. Manches Auge war naß geworden vom Trennungsschmerze, für Viele gewinnt erst im Scheiden das Vaterland einen neuen mächtigen Reiz.

„Wo Teufel ist nur die Käthe?“ fragte sich der Schimmelpfennig überall umsehend — „ach dort, spricht mit ein paar Männern, die mir mit dem Rücken zugewendet stehen. Muß doch sehen, was sie da für Be-

kanntschaften gemacht hat.“ — Der Schimmelpfennig steuerte darauf zu. Als er schon ganz nahe war, hörte er Käthe sagen: „Da ist der Vater!“

Der größere der beiden Männer drehte sich schnell nach ihm um — Schimmelpfennig stürzte fast zu Boden, denn der Vetter Schulmeister stand wie er leibte und lebte vor ihm und sagte lachend:

„Grüß' Euch Gott, Herr Vetter, ich bin auch da — alte Anhänglichkeit an Euch, wie Ihr seht. 's könnte Euch was Schlimmes auf dem Wasser passiren, deßhalb ließ es mir keine Ruhe, ich schnallte meinen Bündel und schwimme mit Euch nach Amerika hinüber. Na, Herr Vetter, wir wollen recht fidel sein auf dieser Fahrt, Ihr freut Euch doch im Stillen, mich zu sehen — gelt? In Bobersbach freilich, da stach Euch manchmal der Hafer; aber hier sind wir Ein Herz und Eine Seele, und ich bin so kreuzfidel, daß ich Euch umarmen muß, Goldvetterchen!“

„Hol' Euch der Teufel, verwünschter Abimelech!“ rief der dicke Schimmelpfennig, sich springgiftig den Armen des Schulmeisters entreißend; aber der Lohn für diese vetterliche Grobheit blieb nicht aus. Der dicke Schimmelpfennig hatte sich im Zorn einen derben Schwung gegeben und flog unsanft in einen Haufen Tauwerk hinein, daß er wie ein gefangenes Meerunge-

heuer plötzlich ganz mit den dicken Tauen fast überdacht war.

Es entstand ein Heidengelächter unter den Passagieren. Schimmelpfennig war wüthend vor Aerger.

Der kleinere der beiden Männer trat zu ihm und half die Taue beseitigen.

„Männeken,“ sagte er — „wissen Se, wie Se mich man vorkommen? Wie 'n jroßer Stockfisch. Se hab'n eene herrliche Anlage zum Anjenehmen spielen, Se müssen sich in mein Stammbuch schreiben, ick lasse Se och lithojraphiren uf Löschpapier. Als Vetter sein Se man jar nich so übel.“

Das war der Berliner Schneider, den unsere Leser schon kennen und den das Schicksal dem Schimmelpfennig so recht zum Tort als Nachbar im Raume hingesetzt hatte, denn ihre beiden Schlafstellen stießen dicht an einander. Dieser Berliner, bei dem in der That das ganze Gepäck, das er sein Eigenthum nannte, in einem sogenannten Berliner Reise=Koffer, das heißt in einem Schnupftuche bestand, in welches er seine sieben Sachen bequem eingepackt hatte, und in einem großen zottigen Hunde, Caro mit Namen, der dieselbe Lebensweise wie der Schneider, sein Herr, führte, das heißt, meistentheils auf anderer Leute Rechnung lebte — dieser Berliner ward bald ein leibhaftiger Satan für den dicken Schimmelpfennig; denn wo nur irgend

ein Anlaß sich zeigte, diesen in die Scheere zu nehmen, geschah es sicherlich, so daß sich Schimmelpfennig zuletzt kein Wort zu sagen getraute, aus Furcht vor dem Berliner Schandmaul.

Ja, der Schulmeister segelte mit nach Amerika.

Käthe hatte ihm in Verzweiflung den Entschluß ihres Vaters, Europa zu verlassen, schriftlich mitgetheilt, und erwartete von Gottlieb eine Antwort in eben so verzweiflungsvollem Tone; statt dessen — dieser Briefwechsel ging natürlich ganz geheim — kam ein Brief, in dem Gottlieb so lustig wie ein Maikätzchen schrieb und ihr eröffnete, das sei ihm außerordentlich lieb, daß der Vetter mit ihr hinüber wolle in die neue Welt, denn er mache mit. Sie solle ihm nur schreiben, bei welchem Agenten sich ihr Vater wegen der Ueberfahrt gemeldet hätte, daß er, der Gottlieb, den Namen des Schiffes erführe — das Uebrige solle sie Alles getrost ihm überlassen, auf dem Schiffe würden sie sich wiedersehen.

Und so geschah es auch — der Gottlieb hatte pünktlich Wort gehalten — der Himmel ist ganz bestimmt der Schützer der treuen Liebe.

Glück im Unglück.

Der ganzen Welt ist und bleibt es ein Räthsel, wie Jonas, der Prophet, drei Tage lang im Bauche des Wall- oder Haifisches — ob Wall- oder Haifisch, darüber sind die Gelehrten noch nicht einig — aushalten konnte, denn jedenfalls ist der Bauch eines solchen schwimmenden Ungeheuers ein sehr miserables Quartier von wegen der Feuchtigkeit; der dicke Schimmelpfennig war indeß in der Lage, den Propheten Jonas noch obendrein zu beneiden, denn, sagte er zu sich, der war immer noch besser daran als ich, insofern er im Wallfischbauche doch wenigstens allein war, sich ganz nach seiner Bequemlichkeit einrichten konnte und sich weder von solch' einem Berliner Blasebalge turbiren lassen, noch über einen Vetter Abimelech — den der Henker alle Tage zwanzig Mal holen soll! — den Tod an den Hals ärgern durfte. Wäre Schimmelpfennig nicht ein so großer Geizhals gewesen, als er es wirklich war, er hätte aus Aerger sich zum Jonas machen können, das heißt, kopfüber in die salzige Fluth sich stürzen; an Haifischen war gerade kein Mangel, fast täglich hatten die Auswanderer das Vergnügen, ein paar dieser gefräßigen Bestien das Schiff umkreisen, es verfolgen zu sehen, um gelegentlich einen Fang zu erschnappen. Eins

dieser Ungeheuer, die den Namen Seeräuber in allem Ernste verdienen, war gefangen und auf's Deck gezogen worden; der Berliner Schneider, der — die Auswanderer hatten sich alle um das von den Matrosen seines Speckes wegen in Stücken zerschnittene Thier gedrängt — zufällig oder absichtlich neben Schimmelpfennig zu stehen kam, richtete die Frage an ihn:

„Wat meenen Se, Männeken, wer mehr werth is, so'n Haifisch oder Sie?“

„Herr! ... Herr! ich verbitte mir alle unziemliche Vergleiche, wissen Sie das?“ rief Schimmelpfennig wüthend, denn unter den Andern war ein höllisches Gelächter entstanden.

„Man ruhig Blut, Anton — hab Dir man nich zu sehre, et könnte Dich schaden!“ lachte der Berliner wie ein leibhaftiger Satan. „Ick sage Se, der Haifisch is jewiß mehr werth als Sie. Wenn der 'n Vetter jehabt hätte, wie Sie, der hätte ihn all seinen Speck jejeben — und das is man blos 'n Haifisch — Se aber, Männeken, weeß Jott, Se sein noch weit hinterm Haifisch, Se jeben gar nischt, weder Speck, noch Schuppen.“

Der Schimmelpfennig spielte vor Wuth in allen Farben, in seinem Gesichte wechselten alle Arten Roth und Weiß, bis hinein in's Aschgraue; aber das Gelächter der Passagiere wollte auch kein Ende nehmen,

man klatschte in die Hände vor Jubel, der Berliner verneigte sich und sagte recht pathetisch:

„Das hochgeöhrte Publikum erzeugt mich zu viel Ehre. Mir wer'n die Vorstellung von dem Lustspiel „der fette Vetter oder rausrücken muß er doch“ bei Jelejenheit fortsetzen.“

„Sie ... Sie animalisches Ungeheuer, Sie!“ schrie Schimmelpfennig außer sich. „Sie sind der Nagel zu meinem Sarge, wenn ich noch zwei Wochen lang auf dieser verdammten Nußschaale herumschwimmen muß. Hole Sie der Teufel und seine Sippschaft! Drüben, in New=York, verklage ich Sie, daß Sie's wissen!“ Und so rannte er die steile Treppe in den Raum hinunter. Ein Glück, daß ihm Niemand begegnete, der wäre jedenfalls zu Falle gekommen.

„Seit der Erbsentaufe is das jute Männeken schwach im Koppe,“ sagte der Berliner — „ick werd' 'n Recept verschreiben müssen, daß er uns drüben keene Schande macht.“

Der Schimmelpfennig hatte sich sogar beim Schiffscapitain über den Berliner Schneider beklagt und den Antrag gestellt, im Nothfalle solle das Lästermaul ausgesetzt werden. Da kam er aber noch schlechter an. Der Capitain, ein derber Oldenburger und ein alter Seemann durch und durch, der von feinen Redensarten nie etwas profitirt hatte, in der Grobheit aber ein

wahres Muster war, sagte zu ihm: „Sie Seekrebs, Sie sind wohl im Kopfe verrückt? Was gehen mich denn Ihre Eseleien an? Aussetzen! einen Passagier auf offener See aussetzen! So'n Dummkopf wie Sie ist mir noch gar nicht vorgekommen. Legen Sie sich nun in Ihre Coje und schlafen Sie die Dummheit aus, das ist das Gescheidteste für so 'ne Landratte, wie Sie sind."

Tausend Mal hatte Schimmelpfennig es schon bereut, daß er auf die unglückliche Idee, nach Amerika zu reisen, gekommen war. Wenn es ihm dort eben so wie auf dieser Hinfahrt ging, dann wäre es am besten gewesen, entweder ganz und gar zu Hause zu bleiben, oder lieber zu sterben, ehe er in Amerika anlangte. Ueber Käthe hatte Schimmelpfennig gar keine Macht mehr, er getraute sich nicht, ihr etwas zu sagen, denn sein Nachbar, der Berliner, schnappte Alles auf, und diesen fürchtete der Schimmelpfennig mehr, als den leibhaftigen Satan. So wurde die Fahrt für ihn eine wahrhaftige Qual, durch des Schneiders Schandmaul war er zum Gegenstande des Gelächters geworden, und es fehlte ihm an Muth, sich gegen seinen Feind und Gegner zu erheben, der ihn im vollkommensten Schach hielt. Der Schulmeister hätte keinen besseren Bundesgenossen finden können, als gerade den Berliner, der im weitesten Sinne des Wortes der Beschützer seiner

Liebe zu Käthchen wurde, denn immer war Leuchtkugel auf den Beinen, wenn Schimmelpfennig nach seiner Tochter auf dem Deck spioniren ging, wo sie gewöhnlich mit ihrem Gottlieb auf einem Haufen Taue saß, oder hin und her mit ihm promenirte. Immer warnte der Schneider das Liebespaar vor der Nähe des Papa's, oder wenn sich dies nicht thun ließ, band er mit Schimmelpfennig an, und machte diesen, zum allgemeinen Vergnügen der Passagiere, so fuchsteufelswild, daß er, seine Tochter und den Vetter Schulmeister vergessend, mörderisch schimpfend über die gottesvergessene Welt hinunter in den Raum rannte und sich wüthend in seine Coje warf.

„In zwei Tagen werden wir in New-York sein,“ sagte der Capitain eines Abends, als fast alle Passagiere sich auf dem Verdeck versammelt hatten.

„Gott sei Dank!“ athmete Schimmelpfennig tief auf — „da werde ich den verdammten Schneider und den verwünschten Vetter von Schulmeister mit einem Male los. Die sollen mir dann nur in die Nähe kommen, ich will sie auf festem Grund und Boden schön ablaufen lassen — und meinem Mädel breche ich den Hals, wenn sie mir Miene macht, sich die Dummheit mit dem Vetter in den Kopf zu setzen.“

Das war eigentlich der erste fröhliche Augenblick,

den er auf der ganzen Fahrt erlebte, und in der That war er wohl nicht darum zu beneiden.

Der Abend war schön und licht — die Passagiere, voll Freude über des Capitains Versprechen, binnen zwei Tagen sich an Ort und Stelle, in New-York, zu sehen, hatten sich in dieser glücklichen Hoffnung ganz der Lust hingegeben. Wie toll ging es da auf dem Verdeck zu. Alt und Jung tanzte da durcheinander, der Schulmeister geigte was das Zeug hielt und ließ sich dann und wann von Dem oder Jenem, der ein Bischen Violine spielen konnte, ablösen, um sich mit seiner herzallerliebsten Käthe tüchtig herumzuschwenken. Und gejubelt, getrunken und gesungen wurde, daß es weit hin über die klare, majestätisch dahinrollende Fluth scholl, als wären die Meeresgötter, die unten in der crystallenen Tiefe ihre Schlösser und Paläste haben, Alle aufrührerisch geworden.

Der Berliner, Schimmelpfennigs böser Geist, trat mit einem Glase dampfendem Grog zu ihm und sagte in fideler Laune, die man sprichwörtlich „halbangerissen“ nennt:

„Na, Männeken, alte bockslederne Seele, sagen Se man Ja, und mir machen heut' Abend eene Verlobung, die sich weeß Jott gewaschen haben soll. Sagen Sie, Männeken, man nur een eenziges Wörtchen, und Se sein 'n glücklicher Schwiegerpapa, hab'n 'n Schwieger-

sohn, der nich von Stroh is, und mir hab'n Se och — ick bin janz extra zu'n juten Freunde geschaffen. Thun Se man nich dumm, Männeken, sagen Sie Ja, ick jebe Sie eenen Kuß, des die Wallfische vor Schreck 's Fieber kriegen sollen.“ —

Der Schimmelpfennig entgegnete bärbeißig: „Gehen Sie mir vom Leibe, Sie Berliner Unkraut! ich hätte den Teufel von Ihrem Kusse, daß Sie es nur wissen. Ich brauche weder Ihre Freundschaft noch einen Schwiegersohn. Gar nichts will ich, ich sage: Nein, nein, nein, und tausend Mal nein!“

„Na, warten Se, Männeken, ick werde Se scheuern, des Se eenen Menschen ähnlich sehen.“

In der That trieb es das Berliner Lästermaul so weit, daß Schimmelpfennig, um seinen haarscharfen Sticheleien zu entgehen, hinunter in den Raum in seiner Coje retiriren mußte, während die Anderen jubelnd und lachend, das junge Volk tanzend und jauchzend auf dem Deck in der herrlichen frischen Abendluft bis spät hinein in die Nacht tollten.

Aber die See ist ein Gast, dem nicht recht zu trauen ist. Gegen Mittag des folgenden Tages war aller Jubel verstummt; selbst der Berliner — dessen Maulwerk, wie Schimmelpfennig schon öfters im Aerger geäußert hatte, extra todtgeschlagen werden müsse, wenn er auch schon lange gestorben sei — war zum Schweigen

gebracht, denn an die Schiffswände donnerten die Wogen an, als sollte das hölzerne Gebäude in Trümmer brechen.

Ein furchtbarer Sturm hatte sich erhoben. Das Schiff flog unter dem Sturm- und Focksegel, mit der Spitze der Raaen fast die hochaufbäumenden Wellen berührend, pfeilschnell durch das aufgewühlte Gewässer. Unter den schweren Schlägen der Wogen, die hinauf an die Schiffswände schmetterten, zuckte das Fahrzeug gleichsam fieberisch zusammen und krachte in seinem innersten Baue. Alle Passagiere hatten hinunter in den Raum gemußt, und das Angstgeschrei in demselben erhöhte sich von Minute zu Minute. Das Heulen des Orkans nahm mit jeder Viertelstunde zu. Unter dieser entsetzlichen, das Herz durchschauernden Musik stieg das Schiff bald himmelan, gehoben von den gewaltigen Wogen, die gleich feurigen Garben ihre Schaumkronen den finstern Wolken zuschleuderten, bald sank es wieder in die schauerlichste Tiefe hinab, und die stürzenden Wellen fielen darüber her und spülten mit unwiderstehlicher Kraft Alles vom Verdeck, was nicht niet- und nagelfest war. Der Ocean glich einem Ungeheuer, das losgelassen, in wilder Wuth Alles zu vernichten droht, der Himmel stimmte in diese Vernichtungswuth; den wilden Donnerschlägen ähnlich, heulte der Sturm und grub sich in die Tiefe der Fluth hinein; ein entsetzliches Regenwetter ras'te hernieder, und wie die Nacht näher

kam, überbreitete ein undurchdringliches Dunkel die fürchterliche Scene, um sie noch entsetzlicher, noch grauenvoller zu machen. Das Schiff war dem Schicksale preisgegeben, alle menschliche Anstrengungen vergebens, Capitain und Matrosen hatten die Ueberzeugung, daß diese Nacht ihre letzte sei. Auf dem Verdeck zu arbeiten, war der Finsterniß und des furchtbaren Sturmes wegen nicht mehr möglich; die Matrosen hatten sich fest mit Tauen angebunden, um nicht über Bord gerissen zu werden, zwei von ihnen hatten bereits ihren Tod in der Fluth gefunden.

Ein Bild des Zustandes der Passagiere im Raume zu geben, ist unmöglich. Angstgeschrei, lautes Beten, Schluchzen, Alles mischte sich unter einander, und dann trat zuweilen eine noch viel grauenvollere Stille, eine Pause der Erschöpfung ein, in der nur das furchtbare Stöhnen und Erbrechen der durch die entsetzlichen Bewegungen des Schiffes hervorgerufenen Seekrankheit hörbar wurde. Der Capitain hatte den Passagieren die ihnen bevorstehende Gefahr des Unterganges angezeigt.

„Hier waltet Gott, und unsere Kraft ist die eines Schilfrohres, wir können nichts mehr, als erwarten, was über uns beschlossen ist. Deshalb bereitet euch vor, Leute, auf das Schlimmste.“ Diese Worte des Capitains machten das Entsetzen voll.

„Männeken,“ sagte der Berliner zu Schimmel-

pfennig, der in der Verzweiflung seines Herzens das alte, längst ausgemärzte Kirchenlied:

„Ich bin ein rechtes Rabenaas,
Ein wahrer Sündenkrüppel,
Der seine Sünden in sich fraß,
Als wie der Rost den Zwippel.
O Jesu, nimm mich Hund beim Ohr,
Wirf mir den Gnadenknochen vor,
Und schmeiß mich Sündenlümmel
In deinen Gnadenhimmel,"

mehr schrie als sang — „Männeken, wir sein auf'n Hund, des is sicher. Wenn wir Schiffbruch leiden, werden wir nich nur naß wie junge Katzen, ne, wir gehen man och zu Grunde. Sein Se gescheidte, Männeken, Ihr Vetter Schulmeester schwimmt, weeß Jott, wie 'n Barsch, versprechen Sie 'm Ihre Käthe — ick helfe mit, Se sollen nich zu Irunde jehen — wir schwimmen alle Viere zusammen und mein Caro mit. Männeken, Se hab'n man nur das eenzige Bischen Leben, wenn des in die Brüche jeht, da is Feierabend — 's sucht Se keen Mensch unten uf'm Meeresjrund."

„Gewiß nicht," stöhnte Schimmelpfennig — „ach du grenzenloser, grundgütiger Gott, soll ich denn hier mein junges Leben lassen?!"

„Na, Männeken, man rasch entschlossen, ick weeß, Se sinken wie 'ne jebackene Pflaume unter — jeben Se'm

Schulmeester 's Mä'chen und wir halten Se über'm Wasser."

Ein furchtbarer Stoß, den in diesem Moment das Schiff erlitt, brachte den Schimmelpfennig schnell zu dem Entschlusse, Ja zu sagen. „Alles, Alles soll der Vetter haben, Geld und Käthe, wenn er mich nur rettet! Ach, du barmherziger Himmel, mein Geld — mein Geld — hätte ich doch nie etwas von Amerika gehört!"

„Ich danke schönstens, daß mich der Herr Vetter zum Schwiegersohne haben will, jetzt soll der Herr Vetter einmal sehen, daß ich ein grundehrliches Herze bin. Wenn wir nicht zu Grunde gehen, wollen wir ein Leben wie die lieben Engelein im Himmel führen. Durch Nacht zum Licht, durch Sturm zum Sonnenschein! Mit einander gestorben, wenn's sein muß, oder auch fröhlich mit einander gelebt, wenn's Gottes Wille ist; nicht wahr, meine herzliebe Käthe?"

„Ja, Gottlieb, wie Gott will!"

„Und darauf den Verlobungskuß, mein Mädchen, Tod oder Leben mit einander!" —

„Und ich? was wird denn aus mir?" fragte Schimmelpfennig zähneklappernd.

„Nur man ruhig Blut, Anton — ick und mein Caro werd'n Ihre Vorsehung sein, da können Se'n Achtjroschenstück d'rauf pumpen," sagte der Berliner,

der selbst in dieser verzweiflungsvollen Lage seinen Humor nicht ganz verlor.

Ein paar Stunden später schrillte ein entsetzliches Geschrei durch das ganze Schiff, zugleich von einem so furchtbaren mehrmaligen Krachen begleitet, daß Jedes Seele und Leib durchbebte. Die letzte Stunde des Schiffes hatte geschlagen, es war an einem Felsen geborsten, und die einzige Rettung der Passagiere und Schiffsleute blieben die Boote; in so schrecklicher Nacht ein Wagestück, aber um das Leben zu erhalten, — denn in einer halben Stunde längstens mußte das geborstene Schiff sinken, — ist kein Wagestück zu groß.

Schimmelpfennig war vollkommen bewußtlos; nur mit Anstrengung rissen ihn der Schulmeister und der Berliner aus dem Raume herauf und er gelangte mit ihrer Hilfe in eins der Boote. Die Nacht war so dunkel, der Sturm so wüthend, daß ein großer Theil der Passagiere bei dem Uebersiedeln in die Boote in der wilden Fluth den Tod fanden. Man konnte sagen, es sei eine Nacht der Verdammniß.

Daß in solch' entsetzlichem Augenblicke an keine Ordnung zu denken war, Jeder nur für seines Lebens Erhaltung sorgte, keine Rücksicht auf den Nächsten genommen wurde, ist einleuchtend. Zum Glück übertäubte das Gebrüll des Orkans all' die Klagelaute, das Geschrei der Weiber und Kinder. Wer sich Alles in

die Boote gerettet habe, wußte Niemand. In dem, wo sich der Schulmeister, Käthchen, ihr Vater und der Berliner befanden, schienen nur noch wenige Personen zu sein. Der Sturm drückte ihr Boot plötzlich so heftig an die Schiffswand an, daß sie glaubten, es müsse zerschellen — dann fühlten sie die schaukelnde Bewegung, als wiege sich das Boot frei auf den hochaufbrausenden Wellen und sinke wieder nieder in die Tiefe, um abermals aufzutauchen.

„Das Tau ist gerissen!“ rief der Berliner mit einem Male — „wir schwimmen janz mutterseelenalleene wie ’n Fettauge uf eene dünne Suppe.“

So war es auch, und diese eben nicht angenehme Erkenntniß, sich in solch’ kleinem schwachem Fahrzeuge auf der ungeheuren Fluth zu wissen, schlug den Muth Aller nieder; jetzt erst glaubten sie sich verloren. Die den Schaum weit umherspritzenden Wogen fielen zuweilen, die Inhaber des stark schaukelnden Fahrzeuges tüchtig durchnässend, nieder. Von Augenblick zu Augenblick erwarteten sie ihren Untergang; die dichte Finsterniß, aus der nichts hervorleuchtete, als der weiße Gischt auf den Gipfeln der hochaufbäumenden Wellen, ließ Niemand etwas erkennen, und das jeder Steuerung ledige Schifflein schoß wie ein Pfeil durch die sich aufthürmende Wassermasse hindurch. Kein Laut erscholl aus dem Fahrzeuge. Käthchen hielt sich fest an den Schulmeister angeschmiegt. Mehrere Stunden waren so vergangen, endlich wurde es licht im Osten, der Tag brach an und mit ihm beschwichtigte sich allmählig der immer noch rasende Sturm. Jetzt konnten sie Alles übersehen. Wohin auch ihr Blick streifte, nirgends

sahen sie etwas Anderes als Wellen, die über einander hin rollten. Dann untersuchten sie das Boot; es waren zehn Personen in Allem darin, auch fand sich ein Tönnchen Zwieback, ein Korb voll Flaschen mit Rum, ein Beil und anderes Eisenzeug, Taue und anderes Segelzeug und Stangen vor. Der Tag giebt selbst dem Feigsten Muth, dem Verzweifeltsten Hoffnung. Der Schulmeister erbot sich, das Fahrzeug nach besten Kräften zu führen. Mit Hilfe des Berliners wurde ein Segel aufgerichtet und sie steuerten westwärts, der Richtung nach Amerika zu. Im Verlaufe des Tages ebnete sich die See wieder so vollkommen, daß das Boot sanft und gleichmäßig auf den Wellen hinschoß.

Schimmelpfennig war wieder zum Bewußtsein gekommen, aber das Leben war ihm nicht gerade lieb, denn er hatte Alles verloren. „Mein Geld!“ jammerte er zuweilen — „ach, mein schönes erspartes Geld — — jetzt ist Alles hin — Alles! ich bin ein Bettler— — ach, grundgütiger Himmel!“

„Was winseln Se denn immer, Männeken?“ fragte der Berliner ärgerlich — „um Ihr Geld? Se sein 'n rechter Mehlwurm — 's Geld macht Se man nicht glücklich. Sehen Se mir an, ick habe och nischt, ick habe noch niemals was jehabt, aber ick bin immer oben druf. Wer nischt hat, kommt am besten durch. Und was wollen Se denn, Männeken? Haben Se nich eenen Schwiegersohn vor das viele Geld? Schämen Se sich was!“

Der Schimmelpfennig war an Leib und Seele zerknirscht, es schien, als wage er nur mit Einem Auge den Schulmeister anzusehen. Der war trotz der großen

Gefahr, in der sie schwebten, doch glücklich, denn Käthchen war nun ganz gewiß sein. Und wie er nun so auf der Bordseite des Bootes saß, den Blick hinausgerichtet auf das weite, scheinbar grenzenlose Meer, das jetzt nach der heftigen Erregung zu schlafen schien im Abendlichte, da trat Käthchen zu ihm und legte ihren Arm um seinen Hals, und ihr Gesicht zu dem seinen niederbeugend, flüsterte sie ihm zu: „Gott hat uns im Sturme vereinigt, wird er uns auch durch die Gefahr führen, in der wir jetzt sind?“

„Gar keine Frage, Herz meines Herzens,“ sagte der Schulmeister mit fester Ueberzeugung — „Gott schützt die treue Liebe. Vertrauen wir nur ihm, dann haben wir gut gebauet in jeder Lebenslage.“

Des Schulmeisters starker Glaube an eine Rettung schien sich indeß nicht bewähren zu wollen, denn ein ganzer Tag und wieder eine Nacht verging, ohne daß sie in der Ferne irgend ein Segel aus den Wellen auftauchen sahen, das sie an Bord hätte nehmen können. Und immer schoß das kleine Boot über die Wellen hin, als hätte es Eile, einen fremden, unbekannten Strand zu erreichen. Tiefe Niedergeschlagenheit bemächtigte sich fast Aller; der dicke Schimmelpfennig war ganz hin, er lag stöhnend auf dem Boden des Schiffes. Der Verlust seiner Habe, all' seines Gutes, und die trostlose Aussicht, noch zuletzt elendiglich umzukommen, machten ihn vollkommen unfähig, einen Trost in seine Seele aufzunehmen, obwohl der Schulmeister sich bemühte, ihn aufzurichten. Aber da war Alles vergebens; Schimmelpfennig starrte ihn an und stöhnte, als läge ihm eine ganze Welt voll Unglück auf dem Herzen. Der ge-

ringe Proviantvorrath wurde in sehr sparsame Portionen getheilt, um im Nothfalle — die Anzeichen stellten sich allmählig ein — so lange als möglich zu reichen.

„Männeken," sagte der Berliner zum Schulmeister, als sie auch schon den zweiten Tag auf dem unabsehbaren Elemente trieben — „ick wittre Morgenluft, des heeßt, mir sind uf'n Hund, Jünstigster, wie mich scheint. Wenn's noch drei Tage so fortjeht, werden wir eener nach 'n andern alle werden. Des kann der Deibel aushalten, die Nächte kalt zum Erfrieren, und nischt als den harten Zwieback mit Rum — Jott, mein Caro is schon janz schwach, des jute Vieh, und mich werd's bald och so jehen."

Fast war auch der zweite Tag zu Ende, die Sonne, eben im Sinken, goß noch alle ihre Liebe in den funkelnden Goldstrom über die unendliche Wasserfläche, als der Schulmeister plötzlich aufschrie: „Land! Land!" — Der Ruf brachte Alle in Bewegung; in der Ferne erhob sich die blaue Küste Amerika's.

Das war ein Jubel! Und wie vergrößerte er sich, als eine halbe Stunde später ein kleiner allerliebster Kutter, mit der Flagge der Vereinigten Staaten geziert, vorm Winde hersegelte und ihnen sich schnell näherte.

Sie wurden bemerkt und aufgenommen; am andern Morgen landeten sie in New-York. Sie waren die einzigen Geretteten von allen Passagieren und Matrosen der „Hoffnung."

Der Schulmeister war nicht auf's Gerathewohl hinüber in das fremde Land gereis't; ein Bruder seiner verstorbenen Mutter, der auf einer Reise in Deutschland ihn aufgesucht, kennen gelernt und ihm den Vor-

schlag gemacht hatte, für die vielen deutschen Familien in New=York eine Schulanstalt zu gründen, wobei er als wohlhabender Mann, der keine Erben als ihn zu bedenken habe, ihn mit Allem unterstützen wolle, hielt jetzt sein Wort; New=York wurde die zweite Heimath Gottliebs, und daß ihn Gott lieb habe, wies sich in dem Segen, der seiner Thätigkeit als Director einer guten Schulanstalt zum Lohne wurde. In wenig Jahren sah er sich zum wohlhabenden Manne gediehen und seine herzliebe Käthe hatte ihm drei muntere Jungen geschenkt. Schimmelpfennig lebte sich ganz wider Erwarten so recht mit Herzensfreude in die Großvaterschaft hinein, und der Berliner, dem es zufällig in New=York geglückt war, eine reiche Schneiderswitwe zu heirathen, sagte manchmal lachend zu ihm:

„Na, Männeken, jetzt sein Se man zehnmal mehr werth als 'n Haifisch, denn jetzt sein Se een Mensch. Des macht die Erbsentaufe — um hundert Prozent sein Se vernünftiger jeworden. Fahren Se so fort, Männeken, mit der Zeit kann noch was aus Se werden."

Ende des ersten Bandes.

Druck der Buchdruckerei des Verlags=Comptoirs in Grimma.